
Heimatblätter aus der Bornaer Pflege

Die Vergangenheit

Heft 1

Heimatblätter aus der Bornaer Pflege

Die Vergangenheit

Inhalt

Inhalt	3
Ein Blick aus der Sicht der 1920er-Jahre	5
Über dies Heft	5
Die Gründung des Runddorfes Hogniste	6
Ein sorbisches Opferfest auf dem Götterberge zu Borna.....	11
Die Einführung des Christentums in dem sorbischen Dorfe Luzeke	17
Der Schutzheilige von Geithain	20

Ein Blick aus der Sicht der 1920er-Jahre

Zwischen 1926 und 1931 sind 6 Hefte der „Heimatblätter aus der Bornaer Pflege“ von der Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde der Bezirkslehrervereine Borna und Groitzsch-Pegau verfasst und herausgegeben worden. Sie sollten großen und kleinen Leuten in der Bornaer Pflege helfen, den Blick für ihre Umgebung zu schärfen, um ihnen so die Heimat immer lieber und vertrauter zu machen.

Die Schulen der alten Amtshauptmannschaft Borna verfügten jeweils über einen Klassensatz aller Hefte und diese wurden teilweise bis 1950 im Unterricht verwendet.

Es ist der Verdienst der Lehrer und Heimatforscher Liebig, Petermann, Rupert und Weber, dass es zur Herausgabe dieser Reihe kam. In den Heften werden die historische Vergangenheit, Volkskunde und Volkswirtschaft unserer Region aus der Sicht der zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts vorgestellt.

Über dies Heft

In je zwei Erzählungen wird auf anschauliche Weise die sorbische Landnahme im 8. sowie die Christianisierung im 10. Jahrhundert den Schülern nahe gebracht. Noch heute sind diese Geschichten für den Geschichtsunterricht zu empfehlen.

Die Gründung des Runddorfes Hogniste

Längs des Flüsschens Snudra führte von alters her ein von Mensch und Tier gebahnter Steig durch den Grenzwald hindurch von Plisnigau¹ in den Gau Chutizi² hinüber. Der schmale Pfad blieb der breiten, sumpfigen, reich mit Erlen bestandenen Talsohle³ wegen nicht dicht am Wasserlaufe, sondern hielt sich in einiger Entfernung davon.

Dieser Weg zog im Ausgang des 8. Jahrhunderts an einem freundlichen Tage nach dem Feste des Frühlingsanfangs eine Schar Sorben, junge Männer und Weiber mit kleinen Kindern. Die Landfahrer führten etwa zehn beladene Karren mit sich, kamen aber nur langsam vorwärts, da die Reise beschwerlich war. Oft stießen die speichenlosen hölzernen Räder an freistehende Baumwurzeln, dass die Achsen knarrten und die Wagen bedenklich schwankten; zuweilen sanken sie auch tief in den durch den Frühjahrsregen aufgeweichten Boden. Häufig mussten dann starke Männerfäuste eingreifen.

Die frohe Laune der Fahrennden wurde indes durch die Hindernisse des Weges beeinträchtigt. Ging es doch einer neuen Heimat entgegen, einem Orte ohne Mangel und Not! Ihr alter Wohnsitz im Plisnigau war ihnen zu eng geworden. Dicht gedrängt lagen dort, im Kerngebiete ihres Stammes, die Siedlungen beieinander, so nahe, dass Acker und Weide zur Fristung des Lebens nicht mehr ausreichten und sie, die Jüngeren, gezwungen waren, sich von der Sippe abzuzweigen und Neuland zu suchen. Ihre Spürer hatten die fremde Gegend schon im verwichenen Herbste erkundet. Tief eingedrungen waren die kühnen Männer in den Grenzwald, ja sie hatten ihn durchschritten! Ihr Wagemut war aber auch reich belohnt worden; denn auf der anderen Seite hatten sie zu ihrem Erstaunen bereits eine Siedlung ihrer Stammesgenossen, Gröba geheißten, angetroffen, eine Wohnstätte, durch Wall und Graben wohlverwahrt gegen Feind und Großwild. Wie freundlich waren sie hier aufgenommen und gepflegt worden, und wie gern hatten sie da eine Nacht ausgeruht von ihrem gefährlichen Gange! Anderen Tages hatte sie der Sippenälteste eine Strecke weiter abwärts geführt bis in die Gegend, wo die Snudra ein großes Knie bildet. Da waren sie an einen Platz mit mehreren Teichen gekommen. Am größten Weiher, der angeblich auch im Winter nicht zufror, hatte es ihnen am besten

¹ An der Pleiße um Altenburg bis nach Meuselwitz und die preußische Grenze hinüber.

² An der unteren Pleiße und Elster bis zur Saale bei Merseburg.

³ Öltsch bei Ruppertsdorf, Öltsch bei Wildenhain. Die Öltsch hieß früher eine Gasse in Lucka. Öllschütz bei Hohndorf; Öltsch bedeutet Erle.

gefallen. Hier hatte der Blitz im letzten Sommer eingeschlagen und eine Lichtung gebrannt, die wie auserlesen schien zur Anlage eines neuen Dorfes. Wie groß war da ihre Freude gewesen, und wie herzlich hatten sie ihrem gastfreundlichen Wirte gedankt!

Während des ganzen vergangenen Winters hatten sich die jungen Leute auf den Auszug vorbereitet, und seit vorgestern waren sie nun auf dem Wege zur großen Brandstelle. An der Spitze des Zuges gingen, bissige Hunde an der Leine haltend, die Späher. Sie hatten ihre Schilde an die Karren gehängt und trugen nur die Speere, die sie wie Wanderstäbe gebrauchten. Eifrig schauten sie aus nach links und rechts, wiewohl Gefahren nicht zu befürchten waren. Da gab es mancherlei zu sehen. Die Laubbäume schickten sich an, sich mit dem ersten Grün zu schmücken; flink huschten Eichkatzen an den Stämmen empor, und die Vögel sangen lieblich.

In den Wagen hockten die Weiber mit den Kindern auf Decken aus Schafwolle und weichen Fellen. Doch war der Raum beengt, da viele unentbehrliche Dinge mitgenommen werden mussten. Gebrannte Tongefäße, verziert mit anmutigen Wellenbandmustern, bargen Nahrungsmittel und Sämereien. Es fehlte weder an Roggen, Weizen und Gerste, noch an Hafer, Hirse und Lein. Wohlgefällig prüften die Augen der Frauen hin und wieder die gefüllten Töpfe, Schalen und Schüsseln mit dem gemeinsamen Eigentume. Aber auch Jagd- und Angelgeräte, Axt und Beil, Speiß und Schwert, Pfeil und Bogen, Pflug und Sichel, Handmühle, Drehscheibe und Weberbau hatten Platz auf dem Karren gefunden, wie auch trockenes Holz und Stroh, soviel zur ersten Einrichtung nötig, nicht vergessen worden waren. Es hatte vieles bedacht werden müssen, damit die Behaglichkeit des früheren Heims im Anfange nicht allzu sehr vermisst würde.

Rindergespanne bewegten die Fahrzeuge vorwärts, viel zu gemächlich für die Herde Kleinvieh, die den Zug beschloß. Schafe, Ziegen und Kälber, von jungen Bauern auf dem schmalen Wege nicht ohne Mühe zusammengehalten, strebten nach vorn. Die Kästen mit den Ferkeln und dem Federvieh waren auf die letzten Wagen verteilt worden.

Gröba hatten die Wanderer bereits gestern abend erreicht. Heute handelte es sich nur noch um eine kurze Wegstrecke. Darum spähten die Männer an der Spitze mit verdoppelter Aufmerksamkeit in die vor ihnen liegende Landschaft. Bald würden sie an der neuen Siedlungsstätte angelangt sein, wo sie Hütten errichten, den Pflug durch die Erde ziehen und Samen in die Scholle streuen wollen, wo sie zu fischen und dem Getier des Waldes nachzustellen gedachten. Ihre einzige Sorge war, dass nicht schon Leute von jenseits den günstigen Platz besetzt hatten.

Ein hastig fließendes Wasserlein zeigte ihnen das nahe Ende der Fahrt. Jetzt gelangten sie durch ein tief ausgewaschenes, enges Tal, eine Hohle⁴, an einen Teich⁵.

⁴ Heute Spittelweg genannt.

⁵ Oberteich.

Sie gingen seinem Abflusse nach und sahen schon den zweiten Teich ⁶ mit der großen Feuerstätte. Sie hatten ihr Reiseziel erreicht, leer lag der ersehnte Ort vor ihren Augen, unnötig hatten sie sich gesorgt. Ihre Freudenrufe erfüllte die Luft, und die Frauen verließen die Karren. Die Sonne stand noch nicht im Mittage.

Die Versammlung der Männer beschloß einmütig am untersten der drei Teiche zu bleiben, auf der Hogeniste, d. h. auf der Brandstelle, die günstig lag wie kaum eine andere Gegend weit und breit. Peruns⁷ Feuerstrahl hatte allem Anscheine nach auf der Abendseite gezündet und der Westwind die gierige Flamme gen Morgen getrieben. Versteckt lag die Stelle im Walde, nach Mitternacht und Morgen durch Sümpfe, nach Mittag durch Teiche geschützt, und nur schmal war der einzige Zugang. Wohl waren noch Baumstubben zu roden, verkohlte Stämme zu fällen und zähes Gestrüpp zu beseitigen, jedoch die schwierigste Arbeit hatte der Brand bereits geleistet. Den Rest wollten sie bald geschafft haben!

Es galt zu eilen, um zunächst für die Nacht geborgen zu sein. Auf Anordnung des Ältesten der Schar wurden die Karren in gleicher Entfernung voneinander rings um den großen Teich gefahren, wodurch sich bereits ein Überblick über den Dorfplan ergab. Während nun die Männer daran gingen, um die neue Siedlung herum einen Graben auszuwerfen und einen hufeisenförmigen Damm anzulegen, der durch Pfähle und verflochtene Ruten verstärkt wurde, damit das Vieh nicht ausbrechen könne und Gefahren von außen ferngehalten würden, tränkten und fütterten die Weiber das Vieh, dem es am Wasser gar wohl gefiel. Die Rinder erhielten dann ihren Platz an der Innenseite der Wagenreihe, damit sie sich nächstens nicht verließen; das übrige Vieh mochte sehen, wo es blieb. Auch die Kinder wurden betreut.

Schon war die Sonne untergegangen, ehe die ersten dringenden Arbeiten notdürftig beendet waren. Die Nacht brach herein, und die Menschen suchten, in Decken und Felle gehüllt, eng zusammengedrängt Zuflucht auf den Wagen. Die Wache wollten die Männer der Reihe nach übernehmen. War es doch unsicher, ob die Götter der alten Heimat mit ihnen gezogen waren!

Kalt ließ sich die Nacht an am Wasser, und mit steifen Gliedern erwachten die Schläfer in der Frühe des anderen Morgens. Dennoch waren sie froh gestimmt, als sich die Sonne über den Wald erhob und den Nebel verjagte. Einen kurzen Imbiß nur nahmen sie zu sich, dann wurde das Werk fortgesetzt, das auch den heutigen ganzen Tag beanspruchte. Wieder blieb den Familien für die Nacht nur die Herberge auf den Karren.

Aber schon am nächsten Tage kam der Hausbau an die Reihe. Baustoff war reichlich zur Hand: das Holz des Waldes eignete sich zu Säulen und Pfosten, der Lehm des Teichufers für die Wände und das Schilf für das Dach. Laut hallte der Wald wider von den Schlägen der Äxte und Beile, und am dritten Tage darauf waren die

⁶ Unterteich.

⁷ Perun = Donnergott.

Pfahlhütten fertig. Rund um den Teich standen sie, mit dem Giebel nach außen. Jede Hütte wies freilich nur einen einzigen Raum auf, der als Wohnung, Stall und Scheune zugleich dienen musste; aber die Familie hatte doch ein Dach über dem Haupte und konnte sich wohler fühlen als auf den Karren, besonders seitdem das Feuer brannte auf dem Herde, der aus Steinen errichtet oder als Grube angelegt worden war. Nicht lange, da auch das Wirtschaftsgebäude fertig, das sich rechtwinkelig an das Wohnhaus angeschlossen und für Vieh und Gerät Raum bot. Nun glied die ganze Anlage einem einzigen großen Hofe.

Schon vorher hatten die Männer an die Bearbeitung und Bestellung der Felder denken müssen, die sich unmittelbar hinter den Gehöften ausbreiteten. Jedem Bauer war sein Stück zugewiesen, keiner kam zu kurz, und jenseits der Äcker, nach dem Walde zu, erhob sich die Gemeindeflur, wo alle ihre Haustiere weiden ließen. Das ganze Dorf bildete eine große Familie.

Mit dem hölzernen Hakenpfluge wurde das Land, nachdem es geebnet war, aufgerissen und besät. Die Frauen aber besorgten das Hauswesen, nährten das Feuer, schöpften Wasser im Teiche, mahlten Korn auf ihren Handmühlen, buken Brot, brauten Met, kochten und wuschen, handhabten Spinnwirtel und Weberbaum. Die Kinder blieben meist sich selbst überlassen. Sobald sie groß genug waren, trieben die Mädchen mit „Husche, Husche!“ die Gänse aus, lockten mit „Biele, Biele!“ die Enten, und die Knaben hüteten das Kleinvieh oder jagten die Schweine in den Wald zur Eichelmast.

Nach der Feldarbeit dachten die Siedler auch an den Garten. Zur rechten Zeit wurden mancherlei Obstbäume gesetzt, dass es auch in der neuen Heimat nicht an Äpfeln, Birnen und Zwetschgen mangle, und Würzkräuter und Heilpflanzen wurden gezogen für gesunde und kranke Tage.

Wohlschmeckende Nahrung fand sich reichlich. Die Snudra lieferte freigebig Fische und Krebse; in den Dickichten der Sümpfe nistete der Kiebitz, dessen Eier begehrt waren als das Ei des Huhnes, und der Wald barg vielerlei jagdbares Getier vom flinken Hasen und dem grimmen Eber bis zum schwerfälligen Ur, der in der Nähe der großen Wiese⁸ wechselte. Da konnten Hunger und Not den neuen Rundling nicht erreichen; die Siedler hatten gut gewählt, als sie die Hogeniste besetzten.

Ganz klar erkannten sie das, als die Zeit der Ernte gekommen war. Hoch stand das Getreide, schwer und voll erwiesen sich Ähren und Rispen, als Männer und Frauen mit Sicheln hinausgingen und fleißig schnitten. Gedroschen wurde der Segen des Feldes mit Stöcken auf harter Tenne unter freiem Himmel. Mit reichen Vorräten gingen sie in den Winter hinein.

Jeder Tag verlief in Arbeit und Mühe. Nur wenn sich die Schatten der Nacht herabsenkten, legten die Einwanderer die Hände in den Schoß. Dann saßen sie an

⁸ Lucka = die große Wiese. Nach Lucka eingemeindet Teuritz, von Tur = Ur, Auerochs.

schönen Abenden vor der Tür des Hauses auf erhöhten Steinen und sangen Lieder ergreifender Art, Weisen, die ihre Vorväter aus den Steppen Russlands mitgebracht hatten. Sobald einer anstimmte, fielen die Nachbarn ein in den wehmütigen Gesang. Ja, die Musik liebten sie sehr, und im langen Winter, wenn ein Kienspan die Hütte auch nur kümmerlich erhellte, vertrieben sie sich die Abende oft mit Gesang und Spiel, und dabei kreiste der Becher mit dem duftenden Mele, und manches Scherzwort flog hinüber und herüber. Die Sorben waren ein lustig Volk.

Wenn aber der Tod Einkehr hielt im Dorfe, wurde ihnen weh ums Herz. Klagegeschrei erscholl im Trauerhause, und der ganze Ort trauerte mit. Waren sie doch alle untereinander blutsverwandt, und die Bestattung war eine Sache der gesamten Gemeinde. Alle kamen, zum Zeichen der Trauer in weiße Tücher gehüllt, um der Leiche den letzten Gruß zu entbieten. Angetan mit seinen besten Kleidern, lag der Tote ausgestreckt auf dem Schragen, die Arme längs des Körpers, die Hüfte gerüstet mit dem kurzen Eisenmesser⁹, um die Schläfen das Ringband aus Bronzedraht, im Munde den silbernen Reisepfennig; denn auch die Sorben glaubten an ein Fortleben der Seele nach dem Tode. Die Männer trugen die Last hinab nach der Talau, wo sie, eine Elle tief und zwei Ellen vom Nachbargrab entfernt, der Erde übergeben wurde. Ein Hügel wölbte sich über der Gruft, und eine Säule aus Birkenholz verkündete den Namen des Schläfers. Ein fröhlicher Schmaus beendete die Trauerfeier.

Über eintausend Jahre sind seitdem ins Meer der Ewigkeit hinabgerauscht, das Dorf aber hat allen Stürmen der Zeit widerstanden. Wo Sorben hausten, wohnen jedoch heute Deutsche. Aus der Hogeniste, der großen Brandstelle, ist Hagenest, das Nest am Hage, am Haine, geworden und die Snudra heißt jetzt Schnauder. Mühe und Arbeit aber ist den Bewohnern geblieben bis auf den heutigen Tag.

⁹ Nach Hey, die slavischen Siedlungen, kannten die Sorben das Eisen und seine Bearbeitung.

Ein sorbisches Opferfest auf dem Götterberge zu Borna

Czedlo, der Supan¹ von Czedlitz² sandte seinen ältesten Sohn Dobran, einen Jüngling von achtzehn Jahren, mit der Heja³ in die benachbarten Sorbendörfer und lud die Stammesgenossen zum Opferfeste ein, das zu Ehren Swantowitts auf dem Götterberge⁴ zu Borna beim nächsten Vollmonde gefeiert werden sollte. Ein untadeliges Opfertier werde bereitstehen, sie möchten nur auf gefüllte Metfässer bedacht sein.

Der Bote kehrte zurück und berichtete, die Ladung sei freudig aufgenommen worden, und alle die Sippen hätten dankbar zugesagt. Von Borna und Witznitz, von Kitzscher, Beucha und Prießnitz, von Wyhra, Plateka und Görnitz wollten sie kommen, alle, Männer, Weiber und Kinder. Da freute sich Czedlo, der Supan, und mit ihm ganz Czedlitz.

Nur noch wenige Tage fehlten am Herbstvollmonde, und darum zeigte sich in allen Dörfern geschäftiges Treiben. Da wurden Kleider und Schuhe ausgebessert, Waffen gereinigt, Karren vorgerichtet, Gespanne geputzt, Kessel und Schüsseln gescheuert, Schalen mit Salz gefüllt und was der Arbeiten mehr waren. Vor allem aber wurde darauf gesehen, einen großen Vorrat gegorenen Honigwassers zu beschaffen. Kein Ort wollte da hinter dem anderen zurückstehen.

Im Anwesen Czedlos gab es besonders viel zu tun, und der Supan hatte seine Augen und Hände überall. Da von ihm die Einladung ausging, weil er dies Jahr an der Reihe war, so hatte er das Schlachtopfer zu spenden und für die Speisung der Teilnehmer zu sorgen. Er tat es gern und ausgiebig. Unzählige Laibe Brot verließen den Backofen, und mehrere Ziegen und Schafe erhielten reichlicheres Futter als sonst. Sonderlich wichtig war es, das weiße Roß zu pflegen, das der Supan für würdig befunden hatte, zur höheren Ehre Swantowitts, der Vaters aller Götter, zu verbluten.

Eifrig geschafft wurde Tag für Tag, und die Kinder gingen den Eltern flink zur Hand, fütterten das Vieh, säuberten die Geschirre, bestrichen die Wagenachsen mit Eberfett, halfen beim Backen, trugen Brennholz zusammen und bündelten es und sahen überall, wo es etwas zu tun gab. Als der Vater die Messer schliff, die zur

¹ Sippenältester und daher Ortsrichter, Saupe.

² Zedlitz.

³ Hölzerner Stab, am oberen Ende geschnitzte Hand mit Eisenring; diente als Ausweis.

⁴ Der heutige Schießberg, Beweis: Urnenfunde.

Tötung und Schlachtung des Opfertieres dienten, begoß Kanja, ein Schwarzkopf von sieben Jahren, eifrig den Wetzstein.

„Vater, morgen darf ich zum ersten Male mit zum Opferfeste“, sagte er, „und ich weiß doch noch so wenig von unserem Göttervater. Magst du mir nichts von ihm erzählen?“

„Gleich sollst du mehr erfahren!“ antwortete der Supan, der den Knaben wohlgefällig betrachtete, „ruf deine Geschwister! Von den Göttern zu hören, ist allen Kindern heilsam!“

Bald sammelten sich alle vier um den Vater, der die Messer in Sicherheit gebracht hatte und sich nun auf den erhöhten Stein neben der Haustür setzte. Knaben und Mädchen hingen gespannt an seinen Lippen.

„Ihr kennt den geweihten Winkel in unserer Hütte“, begann er bedächtig, „die reine Ecke, die ihr nicht betreten dürft, und warum nicht?“

„Es ist die Wohnung der unsichtbaren Gottheit!“ rief die ältere Tochter, die sechzehn Sommer zählte, „rein und heilig wie sie!“

„Brav Blaczena!“ lobte der Vater; „unser hehrer Lichtgott Swantowitt haßt alles Unreine; darum hat er die Sonne erschaffen, die Nacht und Finsternis vertreibt. Aber auch Himmel und Erde stammen von seiner starken Hand, und aller Segen der Felder, Wälder und Gewässer kommt von ihm.“

„Hat er auch das Getreide wachsen lassen, Vater?“ fragte Kaja, der aufmerksam zugehört hatte.“

„Ohne ihn gedeiht kein Hälmlchen auf dem Acker und kein Blümlein auf der Wiese, wie er auch alles sieht, was auf Erden vorgeht.“

„Ja, und vier Köpfe trägt er auf starken Schultern“, fügte die zehnjährige Gola hinzu; „nach allen Seiten des weiten Himmels schaut er und sieht, was die Menschen treiben.“

„Swantowitt ist der mächtigste aller Götter“, fuhr der Vater erfreut fort, „stärker als die Götter der Sachsen und der Franken! Er verleiht uns den Sieg, wenn wir wider die Germanen streiten. Morgen werdet ihr sein Bild sehen auf dem heiligen Götterberge, wenn wir opfern“

„O Vater, unseren herrlichen Hengst Bela?“ rief Dobran erregt, dessen Herz an dem schönen Tier hing; „nimm unser bestes Rind, Vater, aber schone des edlen Rosses!“

„Gern wollt' ich dir willfahren, mein Sohn!“ entgegnete der Supan ernst, „wenn nicht die Ehre unseres höchsten Gottes und das Ansehen unserer Sippe die Gabe eines Rosses verlangten. Kommt und seht den prächtigen Hengst, der seinesgleichen nicht hat im Lande!“

Damit verließ er seinen Sitz und ging mit seinen Kindern dem Stalle zu. Dobran eilte voraus und öffnete die Tür. Da stand Bela, der Schimmel, ohne Fehl vom Kopfe

bis zur Schwanzspitze, wandte den Kopf und begrüßte wiehernd den Herrn, der ihn liebkosend auf den Hals klopfte.

„Seht nur die lange Mähne!“

„Die klugen, treuen Augen!“

Das glänzende Fell, weicher als Wolle!“

„Die zierlichen Fesseln!“

„Den gewaltigen Schweif!“

So priesen die Geschwister die Vorzüge des Rosses, und der Vater hörte befriedigt zu.

„Für die Gottheit ist nichts gut genug!“ sagte er; „doch lasst den Hengst nun in Ruhe! Morgen ist sein Ehrentag!“

Da verließen sie den Stall, und Dobran schloß traurig die Tür.

Am anderen Morgen erhob sich die Sonne hell und klar über dem östlichen Walde und zerteilte mählich die Nebel der feuchten Wyhraniederung. Auf dem sumpfigen, begrastem Waldpfade links des Fließchens ächzten einige Karren daher, von schwerfälligen Rindern gezogen. Nur schwer drehten sich die wackeligen Vollräder, einst vom dicken Eichenstamme geschnitten, in den ausgefahrenen Gleisen des feuchten Grundes, bis über die Achsen mit trübem Sumpfwasser beschmutzt. Greise Sorbenweiber saßen darin und hüteten sorgsam, was für Opfer und Feste mitgeführt wurde.

Dahinter schritt das erlesene Opfertier, Czedlos weißer Hengst Bela, geführt von Dobran, der ihn in der Frühe mit grünen Reisern und blauen und roten Bändern geschmückt hatte. Gemästete Ziegen und Schafe beschlossen den Zug.

Schwarzbärtige Sorben, alle bewaffnet, begleiteten in ungeordneten Haufen Wagen und Roß; dunkelhaarige Frauen gingen am Rand des Wagens, und barfüßige Buben und Mägdelein jagten mit zottigen Hunden um die Wette und umschwärmten den Zug der Sippen von Czedlitz und Wyhra.

Die Furt durch das seichte Fließchen⁵ wurde durchschritten, und leicht bergan ging es nun ostwärts zum heiligen Rosseberge. Die Höhe war nur an den Abhängen bewaldet, auf der Kuppe zeigte sich eine fast kreisrunde Lichtung, wo eine einsame Birke in fahlem Herbstlaube auftrug. Dicht daneben stand das übermannshohe, hölzerne Bild Swantowitts, düster und furchterweckend. Wer vorüberging, neigte sich tief vor ihm und warf ihm scheue Blicke zu.

„Sieh, die Gottheit!“ flüsterte Gola ihrem jungen Bruder Kanja zu; „vierköpfig ist ihr Haupt und doppelteibig ihre Gestalt. Von diesem Berge aus überschaut sie die Welt!“

In starrem Staunen hafteten die Blicke des Knaben an der häßlichen Säule; bald aber kroch die Angst in sein junges Herz.

⁵ Am heutigen Bornaer Wehrtümpel unweit des Volkshauses.

„Laß uns zum Vater gehen!“ erwiderte er leise, „mir wird bange!“

Sie drängten sich durch die Menge der Volksgenossen, die von allen Seiten herbeigezogen kamen, und sahen den Supan abseits stehen mit guten Freunden, wie sie den Schimmel betrachteten und lobten. Niemand fühlte Mitleid mit dem herrlichen Tiere, nur Dobran, der es noch immer an der Halfter hielt, war traurig.

„Bind das Roß an die Birke!“ befahl Czedlo dem Sohne und wandte sich dem Altare in der Mitte des Hügels zu, einem unbehauenen Granitblock, mit einem hohen Holzstoße. Der Supan hatte als Altmann heute auch den Priesterdienst zu verrichten. Mit knisterndem Feuerbrande entzündete er das Reisig, das jäh emporloderte.

Die sorbischen Männer sammelten sich am Opfersteine, und die Weiber und Kinder drängten nach. Von allen Dörfern rings um Borna hatten sie sich eingefunden, keine Sippe fehlte. Freudige Stimmung herrschte unter ihnen, gedämpft nur noch die Scheu vor der Nähe ihres Gottes.

Czedlo, der Priester, erhob die Arme, und es wurde still um ihn.

„Heiliger Swantowitt, hör' uns!“ betete er; „send' uns allzeit Glück in Flur und Weide, in Wald und Wasser, in Hof und Hütte! Steh uns bei gegen die Germanenfeinde jenseits des großen Saaleflusses, gib unsern Waffen Sieg und Beute!“

Weithin schallte die Stimme, sodaß alle die Worte deutlich vernahmen. Atemlos lauschte alles Volk, wie der Priester mit dem Gotte redete; nur die Opferflamme flackerte, und die brennenden Scheite krachten im Feuer.

Und dann kam der Höhepunkt der feierlichen Handlung, die Tötung des Opfertieres.

Dobran löste mit wehem Herzen das Roß vom Stamme der Birke und brachte es dem Vater, der nach dem langen, scharfen Messer fasste, das er an den Fuß des Altars gelegt hatte.

„Hehrer Lichtgott, Sieg- und Segenspender, nimm unser Opfer gnädig an!“

Mit der Linken ergriff der Supan die Halfter, mit der Rechten stieß er dem Schlachtopfer das Messer so wuchtig und sicher mitten ins Herz, dass es, wie vom Blitze gefällt, zusammensank, seinen Herrn noch einmal, schon brechenden Auges, anschaute und lautlos verendete. Ein dicker Blutstrahl quoll aus der fürchterlichen Wunde.

Als bald kam Leben und Bewegung in die harrende Volksmasse, ein Jubel ohnegleichen brach aus. Alles rief und schrie durcheinander.

„Swantowitt schaut gnädig auf unser Tun! Swantowitt gibt Sieg und Beute!“

Den Kindern Czedlos aber stand das Wasser in den Augen. Unbeachtet verließ Dobran das Fest und trug seinen Schmerz in den heimatlichen Hof zurück. In Belas Stall warf er sich ins Stroh und weinte bitterlich.

Die Opferhandlung aber ging weiter. Während sich die Männer ihren Wagen zuwandten und die Metsässer bearbeiteten, die Frauen Schalen und Schüsseln zurechtstellten und die Kinder aus Czedlitz Brot herbeitrugen, zerlegte der Priester mit Hilfe der Supane aus den Nachbardörfern das Opfertier. Herz, Leber und Lunge wurden dem Göttervater dargebracht und in der zischenden Flamme verbrannt, die Eingeweide den Hunden zugeworfen und das Fleisch an die festliche Menge dorfwaise verteilt. Dazu schlachteten Czedlos Dorfgenossen Ziegen und Schafe, die sie vorsorglich mitgenommen hatten, damit kein Gast das Fest hungrig verließ. Allenthalben kochte das Fleisch in den Kesseln über dem Feuer, und schon kreiste der Becher. Die Luft war erfüllt von brenzlichem Fleischgeruche und dem Lärme der Stimmen. Die Sonne stand im Mittage und sah freundlich auf das festliche Treiben herab.

Nach Sippen rund um die Kessel gelagert, begannen die Sorben das Göttermahl. Beträchtliche Stücke saftigen Fleisches wurden mit Händen und Messern aus dem Kessel gefischt und in die irdenen Schalen gelegt, die von den Frauen den Karren entnommen worden waren. Niemand kam zu kurz, jeder erhielt seinen Teil, und allen schmeckte das Mahl samt dem Roggenbrote sichtlich. Dabei ruhte der bauchige Metkrug niemals, sondern wanderte, stets aufs neue gefüllt, von Mund zu Mund, und mancherlei Scherze und Neckereien flogen hinüber und herüber, sodaß die Wogen der Freude immer höher stiegen und die Stimmung der Schmausenden zusehends lustiger wurde.

Die Sänger stimmten uralte Sorbenlieder an, sie sangen vom Hunnenkönig Attila, und wer mochte, fiel fröhlich in den Gesang ein.

Gruppen von befreundeten Volksgenossen sonderten sich nach dem Mahle ab und setzten sich an den Waldrand, um in eifrigem Gespräche allerlei wichtige Geschäfte zu erledigen, Vieh zu tauschen, Waffen zu kaufen, Ehen zu stiften und wohl auch heimliche Anschläge gegen persönliche Feinde zu ersinnen.

So schwanden die Stunden dahin im Vollgenuß des Lebens. Schon sank der goldene Sonnenball ins Nebelmeer der westlichen Niederung. Auf dem Opfersteine verglommen die letzten Scheite, und bereits rüsteten sich die Männer, angetrieben von sorglichen Hausmüttern, zum Aufbruch nach der Heimat zu den wenigen Dorfgenossen, die daheimgeblieben, weil sie krank und schwach waren oder den leeren Ort bewachen mussten. Wohl mancher möchte noch gern die seltene Gelegenheit zu Spiel und Kurzweil, zu Schmaus und Trank länger ausnützen; denn das große Opferfest war nur einmal im Jahre, aber die einfallende Dämmerung mahnte nur zu deutlich zum Abschiede. Kleiner wurde der Kreis der Zecher, bis endlich auch die letzten, nicht mehr ganz sicher auf den Füßen, sich aufmachten und heimzogen. Und aus der Himmelstür trat der rote Vollmond und leuchtete zur nächtlichen Fahrt.

Noch lange redeten Männer und Weiber voll Lobes von dem Feste, von Czedlo, dem Supan von Czedlitz, und von Bela, dem weißen Hengste.

Die Kunde von dem herrlichen Rosse Swantowitts erhielt sich, solange die Sorben im Lande wohnten, und ging dann sogar auf die Deutschen über, die im 10. Jahrhundert ihr früheres Eigentum wieder besetzten. Die Sage berichtet, das Gespenst Belas, die Roßmare oder Rossmarte, sei im Harthwalde⁶ umgegangen und habe dem Wanderer „aufgehuckt“. Der alte Straßenzug⁷, den die Sorben nach dem Berge einzuschlagen pflegten ist geblieben und lichter ist er geworden. Auch der Straßename im Anklange an das Roß des Swantowitt hat sich bis zur Gegenwart erhalten, nur verstümmelt in Rossmarkt⁸, was als völlig sinnlos erscheinen muß, weil der Name Roßmare zu heißen hat.

⁶ Längst verschwunden.

⁷ Heute Brühl, Kirchstraße, Roßmarktsche und Röthaer Straße in Borna.

⁸ Also nicht Roßmarktsche Straße, sondern Roßmar(e)straße.

Die Einführung des Christentums in dem sorbischen Dorfe Luzeke

Im 7. oder 8. Jahrhunderte nach Christi Geburt gründeten die Sorben auch ein Platz- oder Ringdorf, das sie nach dem Ältesten der Sippe Luzeke oder Luzik¹ nannten. Der Ort lag sehr günstig. Eine felsige Anhöhe, zwei wasserreiche Bäche und mehrere Teiche und Sümpfe boten Schutz vor Feinden. Als die Siedler auf der Spitze des Hügels einen auffällig vorspringenden Felsen fanden, der von hohen Bäumen wie von einem geheimnisvollen Haine umgeben war, glaubten sie, hier hause ihr gewaltiger Gott, der vierköpfige Swantowitt. Darum feierten sie da in Gemeinschaft mit den umwohnenden Stammesgenossen alljährlich ein großes Opferfest. Diesen Brauch übten sie lange, lange Zeit.

Da kam jedoch im letzten Drittel des 10. Jahrhunderts, als die Deutschen schon längst wieder Herren des Landes waren und Kaiser Otto das Bistum Meißen² errichtet hatte, um die Sorben christlich zu machen, aus einem Kloster Thüringens ein mutiger Mönch, der den christlichen Glauben lehren und ausbreiten sollte. Als er den heidnischen Götterunfug in Luzek auf die Spur kam, ergrimmte er, verschaffte sich eine Streitaxt und zerschlug in Gegenwart des zusammengeströmten Volkes unter lautem Anrufe des Namens Jesu Christi den vom Tierblute geröteten Opferstein. In Furcht und Entsetzen flohen die Heiden von der entheiligten Stätte. Hinter starken Bäumen oder dichtem Gestrüpp lugten ihre kleinen Augen scheu hervor, und ihre knorrigen Gesichter waren in teuflischem Hohne verzerrt. Erwarteten sie jedoch zuversichtlich, dass ein gewaltiger Donner den Frevler erschlagen, dass Feuer vom Himmel fallen und den Lästere vernehmen, dass sich der Erde Maul auftun und den Heiligtumsschänder verschlingen werde! Doch es geschah nichts, gar nichts!

Da erkannten sie die Ohnmacht ihres Gottes, und ihre Verehrung schlug in das Gegenteil um. In blinder Wut fällten sie die Bäume des heiligen Haines, und der Mönch baute mit ihrer Hilfe aus den starken Stämmen ein Kirchlein wie Bonifatius in Geismar.

An besonderen Tagen rief der Priester die Sorben aus der ganzen Umgegend zusammen, und sie kamen, wenn auch so mancher nur aus Neugierde, durch den Wald schüchtern herbei, nicht nur aus Luzek, sondern auch aus Presnitz, Bichow, Kitzscher, Öltzschow, Kömmlitz und Grechwitz, lagerten sie rund um die Kapelle

¹ Heute Bad Lausick, spricht z wie s!

² Im Jahre 959.

und lauschten der Predigt des Mönches vom lebendigen Gotte und seinem einzigen Sohne Jesus Christus. Manche glaubten und ließen sich taufen, zögernd und erst nach langem Zureden, die meisten Zuhörer aber lehnten die neue Lehre ab. Ihre Freiheit hatten sie verloren, da wollten sie nicht auch noch ihren Glauben aufgeben! Immerhin hatte das Christentum in Luzek und den umliegenden Dörfern Wurzel geschlagen, und das Pflänzlein wuchs und entfaltete sich.

Der Mönch starb aber oder wurde abgerufen, und in den unruhigen Zeiten, die um die Jahrhundertwende über die Mark Meißen dahinbrausten, weil das Slawentum riesige Anstrengungen machte, um die verlorenen Gebiete zurückzugewinnen, blieb ein Nachfolger aus. Da kehrten viele Bekehrte zu ihrem heidnischen Glauben zurück oder verehrten wenigstens dann und wann heimlich in ihren Hütten den gefürchteten Swantowitt, und die ganze Gegend stand in Gefahr, wieder heidnisch zu werden, bis endlich deutsche Einwanderer kamen.

Als nämlich im 11. Jahrhundert Wiprecht II. von Groitzsch Herr dieser ganzen Pflege wurde, setzte er hier christliche Franken an. Nun erwies sich das alte Holzkirchlein als zu klein. Auf dringenden Wunsch der Siedler ließ darum Wiprecht 1104 eine schöne, große Kirche im Stile einer römischen Basilika³, also ohne Turm, erbauen. Die Franken weihten sie ihrem Schutzheiligen Kilian⁴. Der Graf erhob dieses Münster zur Parochialkirche von 18 oder gar von 21 Dörfern und stellte sie unter die Aufsicht und den Schutz des Abtes von Pegau. Damit war sein frommes Tun aber noch nicht beendet; er erbaute vielmehr auch noch eine Zella⁵, der Raum bot für sechs Mönche aus dem Kloster zu Pegau. Diese frommen Männer unterschieden sich schon äußerlich wesentlich von den Laien⁶: Sie gingen barfuß oder trugen nur Sandalen an den Füßen. Ein härener Kittel mit großer Kapuze umhüllte den Leib, ein Strick gürtelte die Lenden. Bart und Kopfhaar waren geschoren, nur ein schmaler Haarkranz ums Haupt war stehengeblieben; er sollte an die Dornenkrone ihres Herrn erinnern, sie ließen ihn aber lieber als Heiligenschein gelten.

Noch größer war der Unterschied in geistiger Beziehung; denn sie hatten in ihrem Mutterhause, dem Pegauer Kloster viel gelernt. Waren doch die Klöster damals die Horte der Kultur! Feld- und Gartenbau nebst Viehzucht, Gewerbe aller Art, auch Kunst und Wissenschaft wurden hier eifrig gepflegt. Wenn dann so gründlich ausgebildete Männer als Sendboten hinausgeschickt wurden, so konnten sie dem noch auf tiefer Stufe stehenden Volke gute Vorbilder sein.

Auch die Mönche von Luzek sind Wohltäter der Gegend geworden. Zuerst waren sie natürlich eifrige Diener Gottes und der Kirche. Sie lehrten die Kinder, predigten den Erwachsenen, lasen Messen, pflegten die heiligen Sakramente und spendeten

³ Rechteckig, dreischiffig, erhöhtes Mittelschiff, Altarnische.

⁴ Heute noch St. Kilianskirche, steht auf der Stelle des Opfersteines.

⁵ An Stelle des jetzigen Pfarrhauses.

⁶ Weltliche Leute, Nichtgeistliche.

Gottes Segen bei Trauungen oder bei Begräbnissen. Als treue Seelsorger gingen sie ein und aus in Häusern und Hütten, um Ungläubige zu bekehren, Abergläubische aufzuklären, Irrende auf den rechten Weg zu führen und Betrübte und Traurige zu trösten. Wo Armut, Not und Elend eingekehrt waren, halfen sie bereitwillig und gaben reichlich. Hungernde speisten sie, Nackende kleideten sie, und Obdachlose nahmen sie bei sich auf. Wo Siechtum, Krankheit oder gar Seuchen hausten, trieben sie aufopfernde Krankenpflege. Sie brachten Arznei und Tee, Salben und Tropfen herbei, die sie aus Heilkräutern selbst bereitet hatten. So waren sie die besten Armen- und Krankenpfleger und die erste Apotheke und Ärzte.

Sie wurden auch tüchtige Lehrmeister, indem sie das Volk in allerlei Gewerbe unterwiesen und ihm die Anfänge der einfachsten Künste beibrachten. Und so sind sie mit Recht die Träger und Erreger der deutschen Kultur im Mittelalter genannt worden.

Es war darum kein Wunder, dass das arme, bedrängte Volk in allen Lagen des Lebens zu den geistlichen Vätern kam, um sich bei ihnen Rat und Hilfe zu holen.

Doch jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert. Auch die Mönche konnten ihre Tätigkeit nicht ohne jegliche Entschädigung leisten. So bettelten sie denn vom Volke Brot, Fett, Eier, Fleisch und andere Lebensmittel und trugen diese Gaben zur Befriedigung der notwendigsten Lebensbedürfnisse in ihrem Quersack⁷ heim. Was aber das dankbare Volk zuerst freiwillig gab, wurde später gefordert; was Geschenke sein sollten, wurden Zwangsabgaben als Zinsen, Zehnten, Sporteln oder Steuern, die zu besonderen Terminen, an Sonn- und Festtagen, an Erb- und Gerichtstagen, entrichtet werden mussten. Und so brachten die Bauern des ganzen Kreises um Ostern die Lämmer, zu Pfingsten die Ferkel, zu Johanni die Hühner und Kapaunen, zu Martini die Gänse, im Winter Getreide und Mehl und zur Fastenzeit Fische und Krebse. Wenn die eine oder die andere Zinsleistung fehlte, erkaufte oder tauschte man sie von den Nachbarn und Bekannten. Daher entstand vor der Kirche ein Leben und Treiben wie auf einem Viehmarkte. Das Vieh brüllte und blökte, das Geflügel schnatterte und gackerte, und die Männer schrien und stritten, fluchten und schwuren beim Schachern und Handeln. Und drinnen, im Heiligtume des Herrn, hörte man das eintönige Gemurmel der im Gebet auf den Knien liegenden Menge oder den einförmigen Gesang des Priesters beim Meßopfer.

Aus diesem Tausch und Handel ist der Wochenmarkt hervorgegangen, dem sich später zwei Jahrmärkte zugesellten. Das sorbische Dörfchen Luzeke war zum Marktflecken geworden. Der Markt wurde durch den Marktfrieden geschützt; darum bekam Luzeke Mauern und Türme, Gräben und Wälle, erwies sich also als schirmende Festung. Jahrhunderte hindurch wird es in alten Urkunden „der befestigte Ort Luzik“ genannt.

⁷ Wie später Luther in seiner Jugend.

Der Schutzheilige von Geithain

Die Sturmglocke auf Sankt Nikolai lärmte und tobte; immer dreimal drei¹ hallende Schläge verkündeten nahendes Unheil: Die Stadt in Not, Kriegsvolk in Sicht! Das scharfe Auge des Glöckners erspähte eine lange, dichte Staubwolke, die sich vom Hospitalwalde her auf Geithen zuwälzte. Aus dem Dunste blitzte und leuchtete zuweilen der Glanz von Waffen herüber, und darum der Hilferuf vom Turme!

Der Schulmeister, ein älterer Geistlicher, der am selben Vormittage mit seinen Chorschülern einen lateinischen Lobgesang für den nächsten Sonntagsgottesdienst einübte, schickte kurz entschlossen zwei seiner flinken Buben den Turm hinauf und erhielt bald Kunde von dem, was sie gesehen. Es war ganz sicher: Söldnerbanden überschritten die Grenzen des städtischen Weichbildes. Ohne Zweifel waren es Feinde; denn von Abend her, aus Thüringen, konnten nur die Zebraken kommen, jene wilden Horden des Herzogs Wilhelm von Sachsen, die aus Böhmen stammten und den Jammer und die Grausamkeit der hussitischen Kriegsweise erneuerten.

„Eilt stracks heim, ihr Knaben!“ befahl der geistliche Herr, „und bringt den Eltern Kunde von der entsetzlichen Gefahr, so dem Gemeinwesen droht!“

Bei dem Sturmgeläute fuhr ein gewaltiger Schrecken unter die Weiber und Kinder, dass sie weinten und klagten. Nicht wenige Frauen und Dirnen warfen sich im Kämmerlein auf die Knie und flehten zur Mutter Gottes oder zur heiligen Agnes oder zur heiligen Kunigunde um Errettung aus der Hand der bösen Feinde.

Maria Kaiserin, eines Ratsherrn Tochter und Verlobte des jungen Steinmetzen Georg Götze, dessen Vater Bürgermeister war, wusste einen besseren Ort für die Beschwichtigung ihrer Sorgen. Sie suchte die Kirche auf, wo im Seitenschiff der Altar mit dem vergoldeten Bilde des heiligen Nikolaus stand, der Schutzpatron der Stadt. An dieser geweihten Stätte war sein Ohr näher, allhier hörte er williger.

„Sankt Nikolaus, sei unser Fürsprecher bei dem gestrengen Himmelsherrn und halt deine Hände über uns!“ betete sie inbrünstig, auf der untersten Altarstufe liegend; „nimm auch den Herzliebsten in deine starken Helferarme, so er sich wendet gegen die Zebraken! Drei dicke Kerzen an unserem Hochzeitstage gelob ich dir! Erbarm' dich, du Heiliger!“

Still und düster war es in der Kirche, draußen aber trieb und drängte das Leben. Wohl waren die Männer und wehrhaften Jünglinge bei dem Lärmzeichen einen Hahnenschrei lang von der plötzlichen Furcht befangen gewesen, hatten sich aber schnell wieder ermannt und behände zu Wehr und Waffen gegriffen. Nun jagten sie

¹ Bei Feuersnot zweimal zwei Schläge.

den Sammelplätzen auf dem weiten Markte zu, wo sie von den Ratsverwandten² geordnet und zu ihren Stellungen an den Mauern und auf den Tortürmen und Bastionen³ geführt wurden, und in kurzer Zeit standen sie bereit, Heimat und Herd mit Leib und Leben zu schützen. Selbst die Altaristen, fünf oder sechs junge Geistliche, die den Dienst an den Heiligenaltären zu verrichten hatten und jeder Wehrpflicht ledig waren, gesellten sich kampfeselig hinzu.

Wer sich draußen aufhielt, suchte hastig die Stadt zu erreichen, und geschwind belebten sich alle Tore und Pforten. Die vor den Mauern spielenden Kinder zerstoben wie vom Wind verweht. Etliche Ackerbürger, die am Morgen hinausgegangen waren, das reife Getreide zu schneiden, stürzten verstört herbei und atmeten auf, als sie sich in Sicherheit wussten. Der Gemeindehirt hütete heute seine Herde auf dem Pflanzberge⁴; nun brachte er schnell Schafe und Ziegen der Bürger die Viehtreibe entlang durch das Obertor hinter die schützenden Mauern. Die Bewohner des neuen Marktes beluden Karren und Wagen mit ihrer dürftigen Habe, verschlossen ihr Anwesen und flüchteten in die Stadt.

Da die Gefahr dem westlichen Teile des städtischen Gebietes am nächsten lag, war das Gedränge am Niedertor am größten. Die Insassen des Hospitals⁵ kamen aus ihrer Heimstätte und humpelten der Pfarre zu; der Pächter der Dammühle jagte seine Rinder durchs Tor und rannte zurück, auch einen Teil seines übrigen Eigentums zu retten; der Windmüller⁶ stellte sich flugs mit zwei beladenen Eseln ein; die Altdorfer Bauern trieben mit lautem Zuruf ihr Vieh vor sich her und schleppten zusammengerafften Hausrat mit. Alle wollten ohne Verzug hinein in den Schutz der Festung, und der Torwächter musste zuweilen mit rauen Worten eingreifen und Ordnung schaffen. Erst hinter dem letzten Nachzügler schloß er die schweren, laut ächzenden Torflügel und ließ das eiserne Fallgatter nieder, dass es rasselte.

„Friedlose Zeit, gehetztes Volk!“ sagte er zu sich selbst und war froh, als er Mensch und Tier geborgen sah.

Er hatte recht: Üble Tage waren ins Land gekommen. Seit fünf Jahren, von kurzen Unterbrechungen abgesehen, fand gedeihliche Sicherheit keine Stätte mehr unter dem Himmel Meißens und Thüringens. Krieg wütete, Krieg zwischen den engsten Blutverwandten! Die wettinischen Brüder Friedrich und Wilhelm hatten sich über die Teilung des Vatererbes, das sie seither gemeinsam verwalteten, entzweit und befehdeten einander heftig. Mit geworbenen Mordbrennern verheerten sie

² Die Mitglieder des Stadtrates; Viertelsmeister gab es vermutlich noch nicht; sie werden erst von 1469 ab erwähnt.

³ Vorspringender Mauerteil, oft halbkreisförmiger Turm, für das Schutzfeld nach den Seiten.

⁴ Zu beiden Seiten der heutigen Schulstraße.

⁵ Am unteren Ende der Grimmaischen Straße.

⁶ Beim heutigen Krankenhause.

gegenseitig ihre schönen Gebiete, und die Bewohner in Stadt und Land verzehrten ihre beste Kraft in Angst und Wachsamkeit.

Auch die Bürger Geithens hatten stetig auf Abwehr feindlichen Überfalls bedacht zu sein, freilich eine schwierige Aufgabe! Die Stadt, auf einer nach Morgen zu sanft ansteigenden Hochfläche gelegen, zählte zu den Wasserburgen. Auf drei Seiten wurden die Wälle durch Teiche und Gräben gedeckt, aber die Dämme konnten ohne sonderliche Mühe im Südwesten, bei der Mühle, vom Feinde durchstochen werden. War dann das erste Hindernis gefallen, so boten wohl die starken Mauern noch eine Zeitlang Schutz; sie waren jedoch zu lang und erforderten daher eine größere Zahl von Verteidigern, als die Gemeinde bei reichlich eintausend Einwohnern zu stellen vermochte. Gleichwohl ließen Bürgertrotz und Streitlust keine Verzagttheit aufkommen. Sobald es galt, stellte jeder Kämpfer seinen Mann, auch heute, am 30. Juli 1450, einem Donnerstage. Voller Spannung sahen alle die wackeren Leute nach dem Feinde aus. Jeder kannte seine Aufgabe.

Als die Mitglieder des Stadtrates Mauern und Türme geschützt wussten, suchten sie das Niedertor auf, weil sie die Unterhändler des Herzogs erwarteten. Der Bürgermeister kam ein Weilchen später, da er schnell noch einen reitenden Boten nach Rochlitz abgefördert hatte. Es war wichtig, dass der dortige Amtsmann des Landesherrn vom Anzuge der Feinde benachrichtigte, damit seine Hilfe nicht zu spät eintreffe.

Im Wächterstübchen über dem Tore berieten die Stadtväter über die weiteren Schritte, die angesichts der bedrohlichen Lage noch erforderlich. Sie wussten, dass der Gegner die Stadt zu schädigen suchen würde; dennoch waren sie darüber einig: An eine Übergabe sollte nur im dringendsten Notfalle gedacht werden. Im übrigen wollten sie zusehen, was der Tag bringen würde.

Bald genug kamen die feindlichen Gesandten. Der Hauptmann eine weite Strecke voraus, sprengten drei Reiter durch Altdorf heran, zwei gepanzerte Ritter mit offenem Helmsturz und ein Knappe, die zum Zeichen friedlicher Absichten grüne Laubgewinde um die Eisenhelme trugen. Kurz vor dem Ziele ritten sie langsamer und hielten endlich an. Einige Herzschnläge lang verschnauften sie und musterten dabei aufmerksam Tor und Mauern.

Hans Götze, der Bürgermeister, fragte sie durch das kleine offene Fenster nach dem Zwecke ihrer Reise.

Der ältere der beiden Ritter erwiderte, sie hätten einen Auftrag an den Rat von Geithen zu überbringen und bäten, zum Stadtoberhaupt geführt zu werden.

„Ihr seht den Bürgermeister vor Euch, Ihr Herren!“ war die Antwort; „redet darum ohne Umschweife!“

„Seine Fürstliche Gnaden, Herzog Wilhelm von Sachsen, Landgraf von Thüringen, naht mit starker Heeresmacht und fordert die Übergabe der Stadt. Erwartet Ihr Schonung, so fügt Euch gutwillig der Gewalt und öffnet die Tore!“

„Wollet Euch ein Vaterunser lang gedulden, Herr Ritter, bis ihr den Bescheid des Stadtreģimentes empfanget!“

„Was dünkt Euch?“ wandte sich der Bürgermeister den Ratsmannen in der Stube zu; „verharren wir in unserer abwartenden Haltung?“

„Da uns die Stärke des Herzogs nicht kund, wär' es fahrlässig gehandelt, ihm zu gehorsamen,“ ließ sich der alte Vinzentius Kaltenborn vernehmen, „es heißt zwar, er habe neuntausend Hussiten in seinen Sold genommen, wer aber mag wissen, was wahr an diesem Gerücht? Etwa steht es gar bei uns, den Feind abzuwehren, zumal ich vertrau', dass Sankt Nikolaus die Gemeinde nicht im Stiche lassen wird. So wollen wir die Tore verschlossen halten!“

Er fand mit seiner Meinung allerseits Zustimmung, und Hans Götze ging wieder ans Fenster.

„Vernehmet die Antwort des Rates von Geithen, Ihr Herren, und vermeldet dem Herzoge, dass die Übergabe der Stadt verweigert wird!“

„Euer letztes Wort, Bürgermeister? Bedenkt wohl, was Ihr tut! Schrecklich ist unser Herr in seinem Zorn!“

„Euer Herr war zweimal sieben und drei Jahre lang⁷ auch unser Herr, das vergessen wir nie! Und die Bürger von Geithen haben sich ihm und seinen erlauchten Vorfahren immer als getreue Untertanen erwiesen und ihnen nie Ursach' zur Klag' gegeben. Das mög' auch er nicht vergessen! Wollet nicht unterlassen, Ihr Herren, diese Worte fleißig auszurichten!“

„Die Folgen Eures Ungehorsams auf Euer Haupt!“ rief zornig der Führer, wendete sein Roß und ritt mit seinen Gefährten des Weges zurück, den sie gekommen. Die Ratsmannen aber freuten sich der beherzten Worte des Bürgermeisters und lobten seine Schlagfertigkeit und Kühnheit.

„Er hat ihn bei der Ehre gefasst, den Herzog, bei der Ehre!“ sagten sie; „Kurfürst Friedrich⁸, des Herzogs Vater, ist an gekränkter Ehre verblichen! Wird der Sohn nicht ganz und gar aus der Art geschlagen sein!“

Die Stadtväter verließen die Wächterstube, mischten sich unter die Besatzung und geben ihr Kunde von der Ablehnung der herzoglichen Forderung auf Öffnung der Tore, ermunterten sie auch zu scharfer Wachsamkeit und, wenn es ernst werden sollte, zu kräftigster Gegenwehr.

Da der Feind nur von Abend her nahte, wurde die Linie der Verteidiger in der Weise gekürzt, dass ihre Masse rechts und links vom Badertore zu stehen kam. An der nördlichen und östlichen Stadtseite blieben bloß Beobachter zurück. Alle Männer aus der Umgebung, die in Geithen Schutz gefunden hatten, wurden eingereiht, sobald sie nur eine Streitaxt schwingen, einen Wurfspeer schleudern,

⁷ Von 1428-45.

⁸ Friedrich der Streitbare, gestorben 1428.

einen Bogen spannen oder eine Armbrust richten konnten. Der Gegner sollte die Zahl der waffenfähigen Bürger für höher halten als sie wirklich war, damit er sich vor einer Berennung scheue; denn ein Sturm musste der Stadt verhängnisvoll werden.

Inzwischen war es Mittag geworden, und die Leute an den Mauern spürten Verlangen nach einem herzhaften Imbiß, mussten aber warten, bis die Hausfrauen, die sich von ihrem Schrecken zu erholen angingen, das Mittagsbrot herzugebracht haben würden. Bald jedoch vergaßen sie allen Hunger: Der Feind war da, der Feind, der aller Augen auf sich zog! Einen Pfeilschuß von der Dammühle weg bog er von der Straße in einen Feldweg ab und strebte zum Sandberge⁹ zu, der Anhöhe im Süden der Stadt, die einen Überblick über das feste Geithen in seiner ganzen Ausdehnung gewährt.

In langem Zuge, mit vielen Rossen und Wagen, kamen die Kriegersleute daher, Reisige und Knechte, und besetzten gemächlich und ungehindert die Höhe. Ein fesselndes Bild entrollte sich vor den Blicken der gefährdeten Stadt. Da gab es zu schauen! Fast vergaßen die Bürger ihre Not.

Voran ritt eine größere Schar Gepanzelter, trotz der Hitze das Hersenier¹⁰ über den Kopf gezogen und den eisernen Topfhelm mit dem Naseneisen darüber gestülpt, die Brünne¹¹ leuchtend in den Strahlen der Mittagssonne. Auf halber Höhe, im Schatten einer einsamen Feldscheuer, hielten sie an; ihre Rosse waren ermattet und hingen die Köpfe oder knapperten an den Rispen des halbreifen Hafers.

„Eine stattliche Zahl von Herren!“ sagte bei der Pfarre der Beutler Josef Zeuner; „der im silbernen Harnisch wird Herzog Wilhelm sein; hält neben ihm sein Fährdrieh mit dem schwarzgelben Banner.“

„Wo der Herzog, da auch seine Freunde!“ ergänzte der Schwertfeger¹² Simon Vollert; „will mich speißen lassen, so sie dort nicht alle bei ihm sind: der Brandenburger Markgraf Albrecht, der Schwarzburger Graf Heinrich, der Kochberger Ritter, der Witzlebener, die Räte Apel und Busso von Vitzthum und wes Namen sie sonst sind!“

Die Ritter lugten aufmerksam nach der Stadt herüber und sprachen eifrig, indes ihre Knechte und die Söldner an ihnen vorbeizogen.

„Jetzt und kommen die Zebraken!“ rief in der Nähe des Badertores der Bogner¹³ Nickel Kirchner seinen Kameraden zu, als die Fußstruppen den Sandberg weiter morgenwärts einnahmen; „haltet die Hand vors Aug’ und schaut achtsam hinüber: Seht ihr in ihrer Fahne den Roten Kelch auf grünem Grunde?“

⁹ Der westliche Teil davon hieß Galgenberg, weil dort der Galgen stand.

¹⁰ Kapuzenähnliches Ringgeflecht zum Schutze von Kinn, Ohren und Nacken.

¹¹ Brustpanzer aus Ringgeflecht.

¹² Waffenschmied.

¹³ Armbrustschnitzer.

Es war eine beängstigend starke Streitmacht, die drüben aufmarschierte, zwar nicht neuntausend, aber doch mindestens fünfzehnhundert Mann, schmutzig Gesindel mit breiten, rohen Gesichtern, das lange, schwarze Haar unter dem Kopfschutze hervorquellend, alle bewaffnet bis an die Zähne.

Keiner glich seinem Genossen. Auffällig war insbesondere die Buntheit ihrer Röcke und Wämser, alle Farben waren da vertreten; auch ihre Rüstung zeigte starke Unterschiede. Manche schützten Brust und Leib durch eine Eisenplatte, einen Harnisch oder ein Ringgeflecht und trugen ein offenes Koller darüber; andere steckten, um wenigstens vor Pfeilschüssen gesichert zu sein, trotz der hundstätigen Glut in dicken Wolljacken. Den Kopf barg ein Lederhelm, ein breitrempiger Eisenhut oder eine enganliegende Blechhaube. Einzelne Leute waren fast rittermäßig gekleidet, nur dass die Sporen fehlten.

Längst hatten sie den Feldweg verlassen; breit ausschwärmend besetzten sie die ganze Höhe. Das Getreide, das hier in vollen und schweren Ähren der Sichel harnte, wurde zertreten und zerstampft oder von den hungrigen Gäulen gefressen. Die vielen Wagen und Karren vollendeten das Werk der Zerstörung.

„Seht nur, wie sie mit dem lieben Brote umgehen, die Schnapphähne!“ rief zornig der Ratsherr Hans Richtstock; „hin ist die Gottesgabe, nutzlos vergossen der Schweiß des Landmanns. Sollen die Schelme ersticken am nächsten Bissen, den sie fressen! Heil'ger Nikolaus schlag' drein!“

Die Geithener würgten an ihrem Grimme, und mancher Finger fuhr an den Abzug der Armbrust. Viele freie Fäuste ballten sich in ohnmächtiger Wut; untätig mussten die Bürger zusehen, wie frevelhaft mit des Leibes Nahrung umgegangen wurde. Fast war ihnen der Hunger geschwunden, als nun die Frauen und Mägde das längst ersehnet Mittagmahl herbeitrugen, meist Haferbrei mit Rauchfleisch, ein Gericht, dem sonst immer wacker zugesprochen wurde. Desto mehr freilich hielten sich die Männer an das Bier, das ihnen bei der Sommerhitze trefflich mundete.

Die Weiber aber blickten neugierig zum Feinde hinüber.

„Wozu sie nur die zahlreichen Karren brauchen mögen, Liebster?“ fragte Maria Kaiserin ihren Verlobten; dem sie einen Krug Geithener aus des Vaters Keller gebracht.

„Gleich wirst es sehen, Schatz!“ antwortete ihr der Bräutigam; „hast noch nichts von einer hussitischen Wagenburg vernommen? Schon sind sie bereit zum Bau. Schau, wie sie schaffen!“

Die Kriegersleute fingen an, die Karren in länglichem Kreise aufzufahren und in Doppelreihen so aneinander zu schieben, dass die hochgezogene Deichsel das hintere Ende des vorderen Wagens berührte, nachdem die Rosse abgespannt worden. Nach je hundert Schritten wurde eine klafterweite Lücke gelassen, die als Eingang diente und streng bewacht wurde. Zum Schlusse verbanden die Knechte Wagen für Wagen mit schweren Eisenketten. In unglaublich kurzer Zeit war die Burg fertig, indes andere geschäftige Hände schon die Zelte errichteten.

„Als wenn die Bande hexen könnte!“ sagte der Bürgermeister zu seinem Ratskumpan und Schwieger Nikolaus Kaiser; „der Herzog scheint hier verweilen zu wollen. Die nächsten Stunden müssen zeigen, was er Schilde führt.“

„Eine Berennung der Stadt kann er schwerlich vorhaben“, erwiderte der Freund, „fintemal ihm alles Gerät dazu zu mangeln scheint. Wären zwar Katzen¹⁴, Widder¹⁵, Türme und Bliden¹⁶ leicht herzustellen, da Holz in Hüll’ und Füll’ zur Hand; jedoch bis zum Sturm ist noch ein weiter Weg, und inzwischen wird der Amtmann in Rochlitz seine Pflicht getan und Eilboten zum Landesherrn gesandt haben, damit unsere Not gewehret werde.“

„Wird denen draußen also an ungesäumter Übergabe liegen, werden sie erzwingen wollen, wenn nicht der Herzog in letzter Stunde noch zu besserer Einsicht kommt“, stimmte der Bürgermeister zu; „scheint es fast, als hätten die Ritter unserer Botschaft nur halb gedacht!“

„Wären die Felder und Wiesen drüben vermutlich geschont geworden“, bestätigte Nikolaus Kaiser; „indes, will der Herzog die Stadt wirklich bezwingen, so wird er in Kürze seine Karten aufdecken müssen!“

Diese Meinung erwies sich als richtig. Um die zweite Stunde nach Mittag, als die Ritter in den Zelten lagen und die Söldner im Lager aßen oder spielten, lohten plötzlich die mit Schilf und Stroh gedeckten hölzernen Feldscheunen auf an der Straße, die sich vom Dörfchen¹⁷ her zwischen den Teichen durchzwängte. Bei der Dürre griff das Feuer rasend schnell um sich. Zwar standen die Scheuern allesamt fast leer, aber der Schaden musste sich dennoch fühlbar machen, wenn die Ernte geborgen werden sollte.

„Feurio! Feurio!“ schrie der Wächter auf St. Nikolai und gab das Sammelzeichen. Aber vergebens riß die Sturmglocke ihr ehernes Maul auf, niemand konnte zur Löscharbeit abrücken; Leitern, Feuerhaken und Eimer blieben an ihrem Platze, und die Bürger fluchten und wetterten.

„Unser Schutzpatron schläft in der Sommerhitze!“ spottete Heinrich Luban, der Weißbäcker.

„Lästere nicht!“ strafte ihn sein Nachbar, „außerhalb der Mauern ist der Heilige ohnmächtig!“

Die Weiber verließen in ängstlicher Hast die Wälle, um in ihren Behausungen nach dem Rechten zu sehen. Sie waren noch nicht alle heimgekommen, als auch die Scheunen am Feldwege zwischen Altdorf und dem Galgenberge zu brennen anfang.

¹⁴ Fahrbare Hütte zum Ausfüllen des Stadtgrabens.

¹⁵ Baumstamm mit Eisenkopf zum Einstoßen der Stadtmauer.

¹⁶ Maschinen zum Schleudern schwerer Steine.

¹⁷ Bruchheim.

Schwarzer Rauch wälzte sich gen Abend, und bald schlugen die hellen Flammen heraus.

Die Angst in der Stadt stieg, und auch mancher Mann an der Mauer blieb nicht frei von Herzklopfen. Es wurde allen klar, dass der Herzog darauf aus war, die Bewohner zu verwirren, zu schrecken und dermaßen zu ängstigen, dass sie den Rat zur Übergabe veranlassten.

Noch aber war es nicht soweit. Wenn auch der Verlust der Scheunen Verdruß bereitete, so ließ er sich doch wieder einbringen. Die Bauweise war einfach, an Holz und Lehm fehlte es nicht, und so konnten die Scheunen in kurzer Zeit wieder errichtet werden. Das wusste der Feind auch, und darum ersann er neues, größeres Ungemach.

Das Feuer war noch nicht nieder, als die Bürger sahen, wie unweit des Galgens geschäftiges Treiben anhub und einige Söldner sägten und hämmerten. Offenbar führten sie Zimmerarbeiten aus, wenn auch wegen der prasselnden Flammen nichts zu hören war. Die Sonnenuhr am Kirchturme zeigte keine halbe Stunde später, als sich, auf Rädern laufend, eine hölzerne Wand in doppelter Mannshöhe langsam den Abhang herunter nach der Mühle zu schob. Die Absicht war deutlich: Der Damm des unteren Teiches, hier am wenigsten breit, sollte durchstochen werden, dass das Wasser abflösse und der Weg zur Mauer frei würde.

Gleich neben dem Mühlgraben sollte das Zerstörungswerk begonnen werden, eine gefährliche Sache! Denn die Verteidiger der Stadt suchten die Ausführung des Planes nach Kräften zu verhindern. Sobald die Gegner in Schussweite kamen, ergoß sich ein Hagel von Steinen und Bolzen auf die Holzmauer, leider umsonst! Die Geschosse prasselten wirkungslos ab. Auch Brandpfeile versagten, da die Wand mit nassen Häuten abgedeckt war. Nur ein einziger Schuß erreichte sein Ziel: Der hünenhafte Haubenschmied Peter Fleischhauer schleuderte einen Wurfspieß so überaus gewaltig, dass die Wand durchschlagen wurde. Der laute Schrei eines Knechtes verriet den Treffer, allein die Arbeit mit Hacke und Schaufel wurde dennoch fortgesetzt.

Es rächte sich jetzt, dass die Dammühle ohne Verteidiger geblieben war. Zwar hatte der Rat recht, wenn er meinte, dass sie im Schussbereiche der Besatzung liege und im Notfalle durch Feuerbrände, die ins Strohdach geworfen wurden, leicht angezündet werden könne; aber einige entschlossene Männer hätten jetzt von der Mühle aus das Vorhaben des Feindes ohne sonderliche Anstrengung vereiteln können, indem sie ihn halb von der Seite fassten. Nun war es zu spät dazu, auch ein Ausfall nicht ratsam, da das Gebäude vom Gegner beschossen werden konnte.

Trotz der Wärme arbeiteten die Knechte emsig weiter, und zur Vesperzeit hatten sie ihren Auftrag ausgeführt: Der Teich lief aus, das Wasser schoß hinter der Mühle im Graben davon. Schon morgen würde der Baderteich leer und, wenn auch noch nicht trocken, so doch kein Hindernismehr bei der Einnahme der Stadt sein, und die üblen Gerüche, die der mit Aas reichlich durchsetzte Teichschlamm bei der Julihitze

ausströmen würde, mussten den Aufenthalt auf der Mauer fast unerträglich gestalten.

So sahen Rat und Bürgerschaft die Gefahr immer näher rücken, und mancher treue Hausvater wurde von heimlicher Furcht gepackt, wenn er das Schicksal von Weib und Kind bedachte, so es den wilden Burschen draußen gelingen sollte, die Stadt zu nehmen. Manch inbrünstig Gebet stieg zum Himmel empor, offen und heimlich:

„Sankt Nikolaus, neig' dich gnädig zu uns und dämpf' die Gewalt unserer Widersacher! Hilf, Heiliger des Herrn!“

Kurz nach dem Vesperläuten - der Glöckner war auch heute nicht abgegangen von seiner Pflicht - standen die Ratsherren beieinander an der Stadtmauer südlich der Kirche und tauschten ihre Meinungen aus über die Maßnahmen, die nun zu ergreifen wären. Die Lage der Bürger hatte sich unleugbar verschlimmert; zudem hatte der reitende Bote zu allgemeiner Enttäuschung die Nachricht aus Rochlitz mitgebracht, dass der Kurfürst weit weg sei und vor zehn Tagen kaum zum Entsatze erscheinen könne.

„Solange wird sich die Stadt nicht halten“; sagte Gangolf Liborius niedergeschlagen; „morgen schon geraten wir in Bedrängnis, so der Herzog entschlossen ist, auf dem eingeschlagenen Pfade weiterzugehen. Und warum sollte er säumen? Ist ihm der Durchstich des Dammes geglückt, so wird er sicher noch mehr zu gewinnen versuchen!“

„Bisher hierher ist der Schaden immer noch erträglich“, erwiderte der Bürgermeister; „weiteren Zerstörungsabsichten muß jedoch mit allergrößtem Fleiße begegnet werden! Alle Heiligen seien gelobt, dass man uns wenigstens das Röhrwasser nicht abgegraben kann!“

„Aber vieles weitere Übel könnt uns der Feind noch zufügen!“ rief Hans Kempe; „noch sind die Felder auf der anderen Seite der Stadt in Ordnung, bald jedoch können auch sie an die Rehe kommen. Das wär' gefährlich für den Winter, sintemal in der Umgebung sicher kein Getreide zu kaufen sein wird!“

„Werden auch Höfe und Häuser nicht verschont bleiben, so außerhalb der Mauer gelegen!“ bemerkte Hans Richtstock; „noch haben Hospital und Mühl' ein Dach über ihren vier Wänden; wie leicht aber kann auch ihnen der rote Hahn ins Stroh fliegen!“

„Nicht zu vergessen der Windmühl' und der Kalköfen am Grimmaer Wege und der Scheunen an der Straße nach Colditz!“ ergänzte Nikolaus Kaiser, „von Altdorf und Wickershain ganz zu schweigen!“

„Geht der Herzog so weit, so vernichtet er auch die Waldungen!“ warf Vinzentius Kaltenborn ein; „welch ergötzlich Schauspiel für ihn und seine Freunde, so nächstens die Forsten angezündet würden, der Hospitalwald und der Ottenhain! Müßten bei der heurigen Dürre lichterloh brennen und die Nacht taghell erleuchten!“

„Was aber tun, das Unheil zu bannen?“ Entgegnete der Bürgermeister; „noch länger untätig harren ist sicheres Verderben; gar hastig schreitet das Verhängnis, den

Schneckengang jedoch wandelt die Rettung! Sankt Nikolaus scheint zu zürnen, wie er uns zürnte bei dem großen Stadtbrande vor sechs Jahren! Selber müssen wir uns helfen, aber wie? Einen Ausfall zu wagen in kommender Nacht', wär' bei unserem Mangel an Mannschaft ganz unsinnig, sintemal der Feind hinter seinen Wagenburgen wohlgeborgen ist. Werden doch wohl an Übergaben denken müssen!“

Hans Götze sah sich um im Kreise, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten, und traf auf lauter bestürzte Mienen. Nur Vinzentius Kaltenborn, der älteste der Ratsherren, blieb ruhig und gelassen.

„Nichts von Übergabe!“ sagte er kurz und bestimmt, „solange uns noch zwei Auswege bleiben!“

„Zwei Auswege?“ fragte der Bürgermeister erfreut.

„Zwei Auswege!“ riefen die jüngeren Stadtväter, die neue Hoffnung schöpften.

„Tretet näher herzu und hört genau drauf!“ sprach der Greis leiser. „Wie stark der Herzog ist, seht ihr nur zu deutlich! Ist euch auch offenbar worden, dass wir uns seiner aus eigener Kraft auf die Dauer nicht erwehren können. Müssen uns also nach Hilfe umsehen, nach Hilfe in der Nachbarschaft! Könnten den Amtmann angehen, uns die starken Fäuste der Rochlitzer Bürger zuzuführen; möchten auch heimliche Boten zu dem Königsfelder und dem Ossaer Herrn schicken, die uns mit ihren Knechten sicher gern beisprängen. In übernächster Nacht, so sie das feindliche Lager von jenseits erklettern und unsere ganze Mannschaft von vorn angreift, indes wir Greise und etliche beherzte Weiber auf den Mauern wachen, wär' an ein Gelingen wohl zu denken!“

Die Männer nickten dem Sprecher beifällig zu, dem Bürgermeister jedoch schien der Plan bedenklich.

„Ein gewagt Unternehmen!“ warf er ein, „erfordert Blut, Bürgerblut, ihr Freunde, und könnt' leichthin misslingen! Wär' das letzte Mittel zu unserer Rettung! Bevor wir weiter darüber reden: Welches ist der andere Weg, Vinzenz?“

„Müssen den Herzog zum freiwilligen Abzuge bewegen!“

„Wie das?“

„Mußt ihm abermals an die Ehre greifen, Bürgermeister! Vertrau', dass dir's mit Hilfe unseres Schutzpatrons wohl glücken wird, zum Ziele zu kommen!“

„Auch wenn's einen tiefen Griff in den Stadtsäckel kostet?“

„Besser als Blut und Tod!“ rief der Alte.

„Ist jede Brandschatzung erträglicher als die rohe Gewalt dieser entmenschten Bande!“ bekannte Hans Richtstock.

„Weh' unseren Frauen und Jungfrauen, so die Wüteriche den Eingang erzwingen!“ ergänzte Nikolaus Kaiser; „unser Schutzheiliger bewahr' uns vor den Teufeln!“

„Betritt der Zebrak die Stadt so ist ihr Schicksal besiegelt!“ sagte Gangolf Liborius, „ein Schutthaufen wär' alles, was übrigbleibt!“

So kamen sie denn überein, zunächst den zweiten Rettungsweg zu beschreiten, also zusammen in das Zelt des Herzogs zu gehen, um seine Sinne zu wenden und den Abzug zu erkaufen. Sie versicherten sich der Zustimmung des vorjährigen Rates und der Bürger auf den Wällen, und innerhalb eines halben Stündleins war die ganze Stadt von dem Vorhaben unterrichtet.

Nun noch einen bewegten Abschied von Familie und Haus, und schweren Herzens begaben sich Hans Götze, Vinzentius Kaltenborn, Nikolaus Kaiser, Hans Kempe, Gangolf Liborius und Hans Richtstock auf den Weg zum Herzoge. Der Bürgermeister ging voran, er hielt ein weißes Tuch bereit, das er draußen sichtbar tragen wollte, damit das fremde Volk ihre Ankunft nicht falsch deute.

Der Wächter am Niedertore wand mühsam das Gatter hoch, öffnete das Tor und ließ die Boten hinaus. „Heiliger Nikolaus!“ murmelte er, indem er ihnen nachsah, „nimm Obrigkeit und Gemeinde in deine treue Hut!“

Die Stadtväter ließen die Dammühle zur linken Hand liegen, bogen in den Feldweg ein, den gegen Mittag die Kriegsleute gezogen, und stießen bald auf die feindlichen Späher. Der Bürgermeister winkte mit dem weißen Tuche.

„Steht! Wohin des Weges?“

„Zu Seiner Fürstlichen Gnaden, dem Herzoge!“

Die Söldner näherten sich den Ratsherren und betrachteten sie misstrauisch. Da sie aber keine Waffen an ihnen entdeckten, traten sie beiseite, und einer von ihnen führte sie ohne weiteres Verweilen den Hügel hinan am Galgen vorüber zur Wagenburg. Am nächsten Durchlaß übergab er sie dem Rottmeister¹⁸, der hier die Wache befehligte. Die Bürger auf den Wällen konnten es sehen, soweit sie sich guter Augen erfreuten. Alle Sanduhren in der Stadt wiesen auf die halbe sechste Abendstunde.

Nun wurden die Bürger von einem Zebraken durch die lange Lagergasse geleitet. Niemand hielt es für nötig, ihnen die Augen zu verbinden, und ungehindert gewannen sie unterwegs einen Einblick in das Leben und Treiben der Lagerinsassen, die wohl einige Atemzüge lang ihre Augen frech oder höhnisch auf die vorüberziehenden Städter richteten, sich aber sonst nicht im geringsten stören ließen, ob sie nun kamen oder gingen, saßen oder lagen, wachten oder zu schlafen vorgaben, aßen und tranken oder Kleider und Waffen ordneten. Einige Ratskumpanen ließ wohl kalter Graus über den Rücken, wenn sie die verwegenen Gesichter mancher Burschen sahen, für den Galgen noch zu gut gewesen wäre; sie ließen sich jedoch nichts anmerken und schritten rüstig fürbaß. Es dauerte ja auch kaum länger als drei Vaterunser, bis sie vor dem geräumigen Zelte standen, das der Herzog bewohnte.

¹⁸ Unteroffizier.

Hier wachten zwei Söldner, die an der Seite das kurze Breitschwert trugen und mit der Rechten die Partisane¹⁹ hielten. Den Führer ließen sie ins Zelt treten, hinter ihm aber kreuzten sie die Speere und wehrten den Boten aus Geithen den Zutritt. So ergab sich denn neuer Aufenthalt.

„Verlaß uns nicht, Sankt Nikolaus, mein Namenspatron!“ betete lautlos Nikolaus Kaiser; "lenk' unsere Zungen, weise zu reden und den Sinn des Herzogs zum Frieden zu kehren!“

Schon nach kurzer Zeit wurden die Harrenden aus ihrer Ungewissheit erlöst. Der Knecht kam zurück und zog den Vorhang beiseite. Die Wächter nahmen die Spieße auf und ließen die Gäste eintreten, die Zeltwand wurde von außen geschlossen.

Nach tiefer Verbeugung sahen die Vertreter Geithens den Herzog mit einem seiner Freunde beim Schachspiele an einer Truhe sitzen. Beide trugen leichte Sommerkleidung und hatten es sich bequem gemacht. Als sich der Fürst erhob und auf seinen Besuch zuschritt, gewahrten die Männer, dass er noch ein junger Mann war, Mitte zwanzig, von gewinnendem Äußeren und heiterem Wesen. Beim Tode seines Vaters hatte er kaum das dritte Lebensjahr vollendet, sodaß eine Zeit lang der ältere Bruder Friedrich die Regierung für ihn mitgeführt hatte.

Der junge Herr benahm sich durchaus nicht als Wüterich, wie die Stadtväter gefürchtet hatten; von dem Verdruß und dem Zorn über die am Vormittage erfahrene Abweisung ließ er sich nicht das geringste anmerken.

„Hat der Rat von Geithen seinen Sinn geändert?“ fragte er freundlich, indem er die Besucher der Reihe nach betrachtete; "überbringt er mir den Schlüssel der Stadt?“

„Verzeiht, Herr Herzog, wenn wir Eure Fürstliche Gnaden enttäuschen!“ erwiderte der Bürgermeister, "die Treue zu unserem Landesherrn verbietet uns die Übergabe!“

Das Antlitz des Fürsten wurde ernst. „So zwingt Ihr mich, Geithen mit Gewalt zu nehmen!“

„Mit Verlaub, Herr Herzog, das wär' ein beschwerlich und langwierig Geschäft, sintemal die Stadt wohlversorgt und fest und die Mannschaft wachsam und streitlustig ist. Wird auch unser Landesherr nicht säumen, uns mit seiner Hilfe zu nahen; schon ist ein reitender Bote auf dem Wege in sein Lager!“

„Hört Ihr's, Apel?“ wandte sich der Fürst seinem Freunde zu.

Die Geithener horchten auf. Der Ritter, der dort mit den Schachfiguren spielte und das Gespräch scheinbar unbeachtet ließ, war also der gefürchtete Vitzthum²⁰, die eigentliche Seele des Krieges, ein Mann, der dem Kurfürsten Friedrich feindlich gesinnt war, in dessen Diensten er bis 1444 gestanden, und der seinen jungen

¹⁹ Böhmischer Spieß mit scharfer Spitze.

²⁰ Die Vitzthume waren anfänglich Amtleute (vicedomini) der Wettiner in Apolda, wurden später mit Roßla i. Thür. Und anderen Gütern belehnt und stiegen zu Räten der sächsischen Herzöge empor.

unerfahrenen Herrn, den Herzog, immer aufs neue zu bitterer Hasse gegen den Bruder aufzustacheln wusste, der ihn angeblich benachteiligt.

„Des Kurfürsten Hilfe wird zu spät kommen“, antwortete er, indem er seinen Platz verließ und an die nach der Stadtseite zu geöffnete Zeltwand trat; „unsere kampfgewöhnten Scharen gedenken kurze Arbeit zu machen. Weh' dann den Bürgern, die es wagten, meinem Herrn zu widerstehen!“

Mit seiner Drohung gedachte er die Männer vom Rate einzuschüchtern, es gelang ihm aber nicht.

„Unser Schicksal ruht in der Hand des hohen Himmelsherrn!“ entgegnete der Bürgermeister fest; „wie könnt' er zulassen, dass eine Stadt um ihrer Treue willen in die Hand erbarmungsloser Feinde falle! Jahrhundertlang hat Geithen getreulich zum Hause Wettin gehalten, viermal zehn und sieben Jahre²¹ hat es, Herr Herzog, Eurem Durchlauchtigen Herrn Vater ehrlich gedient, und auch Euch hat die Stadt ihren Gehorsam bewiesen, von Eurer fürstlichen Kindheit an, solange Ihr unser Herr! Jetztund gehören wir dem Kurfürsten, Eurem Bruder; ihm die Treue zu brechen, geht über unsere Kraft.“

Diese offenerherzige und mannhaftige Rede verfehlte ihre Wirkung auf den jugendlichen Wettiner nicht, und sein Antlitz erhellte sich.

„Hab' heut' schon einmal Ähnliches aus Eurem Munde vernommen, Bürgermeister“, versetzte er, „ist mir auch bekannt, dass Ihr wahr geredet. Aber sagt, warum seid Ihr im Lager erschienen, so Ihr doch von Übergabe nichts wissen wollt?“

„Eure Fürstlichen Gnaden zu bitten, abzuziehen und die Stadt in Frieden zu lassen!“

Das Wort war gesprochen, die Entscheidung gekommen! Im nächsten Augenblicke musste es sich zeigen, ob der Herzog Art von seines Vaters Art und ob mithin der Bürgermeister richtig gehandelt, dass er ihm das Gewissen geschärft und von der Treue zum Fürstenhause geredet. Jetztund musste es an den Tage kommen, ob der Schutzpatron von Geithen auch außerhalb der Mauern mächtig war!

Alle Männer im Zelte fühlten die Bedeutung der Stunde. Apel von Vitzthum blickte angelegentlich zur Stadt hinüber und entzog sein Gesicht der Beobachtung; die Ratsmannen sahen in banger Erwartung auf den Fürsten, der einige Atemzüge lang den Ritter mit den Augen suchte, sich dann aber seiner Gäste wieder zuwandte.

„Ihr fordert viel, Bürgermeister! Lässt der Jäger den Fuchs entwischen, so er ihn schon mit einem Laufe im Eisen hat?“

„Beißt sich der Fuchs den Lauf ab und ist frei!“

„Vortrefflich!“ lobte der Herzog erheitert; „so sprecht, was bietet Ihr, so ich Eure Forderung erfülle?“

²¹ Von 1381-1428.

Da wurde Hans Götzen und seinen Begleitern das Herz leichter. „Er lenkt ein!“ frohlockten sie heimlich, „hab Dank, Sankt Nikolaus!“

Äußerlich aber blieben sie ruhig; der Sieg war noch nicht sicher errungen, Vitzthum war auch noch im Zelte! Es galt jetzt, die Gunst des Augenblickes auszunutzen.

„Geithen ist arm“, antwortete der Bürgermeister, „hat sich nie erholen können von den schweren Heimsuchungen der letzten Jahre. Haben die Hussiten anno 1430 unsere Fluren verheert und die Scheuern verbrannt; war die grässliche Teuerung anno 1438; sank die ganze Stadt in Asche 1444; ein Ungemach folgte dem anderen; müsst es wissen, edler Herr, waret damals auch unser Fürst!“

„Seid ein feiner Sachverwalter, Bürgermeister! Item, wie viel könnt ihr zahlen?“

„Mehr als dreihundert meißnische Gulden²² schwerlich!“ Der Herzog hielt das Angebot offenbar zu niedrig, was bei seiner starken Verschuldung nicht weiter verwunderlich war; er wechselte scheinbar den Gesprächsstoff.

„Braut der Bürger noch sein würzig Bier?“ fragte er.

„Braucht die Gemeinde zwei große Malzhäuser für ihren Bedarf!“ entfuhr es Hans Kempfen, der nicht ahnte, was der Herzog mit seiner Frage bezweckte.

„Und wohlversorgt ist die Stadt auch, wie Ihr sagt, Bürgermeister, so kurz vor der Ernte?“

„Haben Speis' und Trank zur Genüge bis zum nahenden Entsatz“, antwortete Hans Götze, der den Herzog durchschaute, sich selber aber nicht Lügen strafen konnte.

„Und meine Leute leiden fast Mangel!“ erwiderte der Fürst, schritt zu seinem Ratgeber an die Zeltwand und besprach sich leise mit ihm.

Die kurzen Minuten erschienen den lauschenden Geithenern endlos lang. Was mochte da wohl herauskommen? Verstehen konnten sie wenig, nur das merkten sie, dass von starken Mauern und zahlreicher Mannschaft die Rede war; auch das Wort Entsatz glaubte Hans Richtstock gehört zu haben.

Endlich trat der Herzog wieder näher.

„In Würdigung Eurer Treue zum Hause Wettin mög' Eure Stadt den Frieden zurückerhalten! Als Kriegssteuer begeh'r ich fünfhundert meißnische Gulden, zwanzig halbe Fuder²³ Bier und vier Wagen Brot. Je eher Ihr zahlt, desto hurtiger wird das Lager geräumt; bis dahin sollen die Waffen ruhen!“

Die Ratsherren zeigten sich erschrocken, weniger wegen der Forderung an Brot und Bier, als wegen des hohen Geldbetrages, und der Bürgermeister begann zu feilschen. Da ermäßigte der Herzog die Steuer um einhundert Gulden mehr war nicht zu erreichen.

²² Ein Gulden = 21 Groschen zu je 12 Pfennig. Damals kostete ein Scheffel Korn 4 Gr., Gerste 2 1/2 Gr., Hafer 1 1/2 Gr.

²³ Maß für Flüssigkeit; ein Leipziger Fuder etwa 9 Hektoliter.

„Habt mich bei freundlichem Willen befunden, Ihr Geithener“, sagte er, „nun seid auch Ihr nicht länger bockbeinig und schafft die Summa! Würdet schwerlich so glimpflich davonkommen, so die Stadt in die Hände meiner Zebraken fiel!“

„Wie aber sollen wir Brot und Bier ins Lager fahren, so uns Ross' und Wagen mangeln?“ fragte Hans Götze.

„Entschlagt Euch der Sorg'! Hab' Gäul' und Karren übergenug! Will Euch damit wohl aushelfen!“

Also vereinbarten sie, am nächsten Tage die Hälfte des Bieres und des Brotes und am Sonnabende den Rest und die Schatzung zu übergeben. Die Wagen des Herzogs sollten auf dem Rossmarkte²⁴ halten und jedes Fuhrwerk nur von zwei Knechten begleitet sein.

„Und noch eins!“ sagte der junge Fürst beim Abschiede; „so Ihr ein halb Fuder Bier heut' abend noch schicken wollt, will ich's Euch in Freundschaft gedenken!“

Die Stadtväter dienerten und verließen frohgestimmt das Zelt, der Hilfe ihres Schutzheiligen dankbar bewusst. Fremder Beistand war nun nicht von nöten.

Die Bürger auf den Wällen freuten sich, als sie die Boten, die von einem Söldner geführt wurden, den Rückzug durch das Lager antreten sahen. Kurz darauf hörte männiglich wiederholt einen Hornruf vom Sandberge her, das Zeichen der einsetzenden Waffenruhe. Da erwarteten die Verteidiger mit Spannung den Bericht der Heimkehrenden.

Die Bäume warfen lange Schatten, als die sechs Männer durch das Niedertor zurückkamen.

„Freu' dich Torwart! Wir bringen Frieden!“ verriet Hans Kempe dem Wächter, da ihm die Neuigkeit auf der Seele brannte.

„Wußt' es wohl, hattet doch einen vortrefflichen Fürsprech mit ins Lager genommen!“ antwortete der Wärtel, der an Sankt Nikolaus dachte.

Auch den Männern an den Mauern und auf den Bastionen wurde es hell im Gemüte, als sie nun erfuhren, was der Rat ausgerichtet. Zar würde die Steuer empfindlich drücken, aber sie würde doch erschwinglich sein, und dann genoß die Stadt wiederum des Friedens, konnte sich erholen von allem Schrecken und durch Regsamkeit den Schaden ersetzen.

Grenzenlose Freude herrschte bei den Frauen und Mädchen, als die Gefahr vorüber und ein schrecklich Schicksal abgewendet schien. Noch bei den letzten Strahlen der sich neigenden Sonne eilte Maria Kaiserin zur Kirche, um dem Schutzpatron der Stadt von Herzen zu danken. Ihres Gelübdes vom Vormittag würde sie wohl eingedenk sein!

Der Rat konnte sich noch keine Ruhe gönnen. Vor allen Dingen hieß es wachsam bleiben und die Sicherheit der Stadt wahren.

²⁴ Früh 5 Uhr.

„Noch sind wir der Not nicht endgültig enthoben!“ sagte der Bürgermeister bei seinem Rundgange um die Mauer; „im Kriege ist Fahrlässigkeit immer vom Übel!“

Wohl war dem Herzog zu trauen, nicht aber seinem wilden, beutegierigen Volke, das noch vor Einbruch der Nacht eifrig daranging, die Fische im Mühlgraben und in dem fast geleerten Baderteiche zu fangen. Nur die Bürger über vierzig Jahren durften ihren Platz am Walle verlassen, mussten sich jedoch bei der morgigen Frühmesse zur Ablösung ihrer jüngeren Kameraden bereithalten, die sich die ganze Nacht hindurch strengem Wachtdienst zu unterziehen hatten.

Indes bestellte Nikolaus Kaiser die vier Nachtwächter der Gemeinde an den städtischen Marstall; hier ließ er einen Leiterwagen mit zwei kräftigen Braunen bespannen und zum unteren Brauhause fahren, wo ein halb Fuder Bier - sieben Fässer, die da lagerten und Eigentum des Rates waren - aufgeladen wurde, damit es der Herzog erhalte. Der Ratsherr ging selbst mit, begleitet von seinen Kumpanen Gangolf Liborius, und lieferte die Fracht am nächsten Eingang des Lagers ab. Es war bereits dunkel, als die Männer mit dem Fuhrwerke wiederkamen.

Obwohl sich die Zebraken während der Nacht ruhig hielten, blieb die Stadt doch friedlos, die Lage war noch zu unsicher. Die Leute auf den Mauern wehrten dem Schläfe und hielten die Augen offen; die Hausbewohner getrauten sich aus Furcht vor feindlichem Überfall nicht, ihr Lager aufzusuchen; nur die Kindlein entschlummerten sanft und unbesorgt, war doch Sankt Nikolaus ihr sonderlich guter Freund!

In der Ratsstube brannte fast die ganze Nacht hindurch Licht; die Stadtväter arbeiteten geschäftig, und der Stadtschreiber, unterstützt von zwei Altaristen, schrieb sich fast die Finger wund. Waren doch Vorkehrungen zu treffen, die Kriegssteuer gerecht zu verteilen! Es galt, vierhundert Gulden an die einzelnen Anwesen so umzulegen, dass jeder Bürger nach seinem Vermögen belastet wurde; jedem Weißbäcker war sein Anteil an der Brotlieferung zuzumessen; von jedem Haushalte war eine bestimmte Menge Bier anzurollen, eine ganz schwierige Sache, weil das Gebräu nicht erst hergestellt werden konnte, sondern bereits vorrätig sein musste. Die Sterne erloschen, als die unermüdlichen Männer des Stadtreimentes samt ihrer Gehilfen endlich heimgehen konnten.

Dank ihrer umfassenden Fürsorge verlief denn auch die Beschaffung der gesamten Abgabe an beiden Tagen ohne merkliche Widerwärtigkeiten. Den Beutel mit den vierhundert Gulden überbrachte der Bürgermeister dem Herzoge Wilhelm selber, wurde freundlich aufgenommen und erhielt auf Verlangen eine Quittung über den richtigen Empfang der Summa ausgehändigt.

„Bürgermeister“, sagte der junge Fürst beim Abschiede, „Ihr seid ein getreuer und aufrechter Mann! Leute Eurer Art sind die Zierden des Gemeinwesens. Wollte Gott, es gäb' Eurer eine größere Zahl an den wettinischen Landen!“

Das trug sich zu am ersten August des Jahres 1450, einem Sonnabende, früh sieben Uhr. Gleich darauf begann der Abbruch des Lagers, wie es versprochen war, und

eine Stunde danach schlugen die Trommeln zum Abmarsch. Der Herzog wandte sich nach Thüringen zurück, woher er gekommen.

Männer, Weiber und Kinder sahen dem abziehenden Feinde nach und freuten sich. Vorüber die schreckliche Kriegsnot, gnädig vorbei ein grausig Geschick! Alle Sorge war mit dem fremden Volke fortgezogen, und der Jubel und die Dankbarkeit kannten keine Grenzen. Bürgermeister und Rat vermochten sich kaum zu retten vor Beweisen der Anerkennung und Hochschätzung.

Um die Mittagszeit erhielt Hans Götze vornehmen Besuch. Der Pfarrherr kehrte bei ihm ein, dankte ihm für seine in höchster Gefahr bewiesenen Unerschrockenheit und Umsicht und befragte ihn über seine Meinung wegen eines Dankgottesdienstes, den die gesamte Geistlichkeit zu Ehren des Schutzheiligen der Stadt am anderen Tage abzuhalten geneigt sei. Da der Bürgermeister dem geistlichen Herrn freudigen Herzens zuredete, so klingelte der Fronbote noch in selbiger Stunde die Nachricht von der Verherrlichung des heiligen Nikolaus in der ganzen Stadt aus.

War das ein Fest am Sonntage!

Zwei Stunden nach der Frühmesse²⁵ versammelten sich im geräumigen Pfarrhofe alle Geithener Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen; nur Kranke und Schwache und pflegebedürftige Kinder blieben fern.

Pünktlich um acht Uhr läuteten die Glocken zum festlichen Umzuge durch die Stadt, die hehren Klänge wogten während der ganzen Prozession feierlich über Häuser und Hütten dahin und erzählten aller Welt von der Dankbarkeit, die die Herzen der Bürger gegen den gnädigen Gott im Himmel und den Schutzpatron St. Nikolaus empfanden, aber auch von der Freude der aus schwerer Kriegsnot erretteten Stadt.

An der Spitze des Zuges gingen die Chorknaben in ihren schwarzen Mänteln und Baretten; dann folgten die Jungfrauen in weißen Kleidern, geschmückt, als zögen sie dem Bräutigam entgegen; eine der schönsten war Maria Kaiserin, die vor jugendlicher Anmut und Lebenslust strahlte. Der jüngste Altarist trug die Kirchenfahne mit dem eingestickten Bildnis des Schutzheiligen von Geithen. Lustig wehte das seidene Tuch im Winde, als freue es sich über die Ehre, die St. Nikolaus widerfuhr. Hierauf kamen die Geistlichkeit: der Pfarrer, der Prediger, der Schulmeister, der Frühmessner und die Altaristen, mit dem Fahnenträger zehn geistliche Herren, die in ihrer prächtigen Amtstracht gemessen und würdig dahinwandelten. Der Pfarrherr hielt ein vergoldetes Kästchen hoch, das die teuerste Reliquie⁽²⁶⁾ der hiesigen Kirche barg: eine Zehe vom Fuße des heiligen Nikolaus, in gewöhnlichen Zeiten wohlverwahrt im Reliquienschrein in der Sakristei. Die wundertätige Macht des Heiligtums hatte sich in unzähligen Krankheitsfällen bewährt, wie erzählt und allgemein geglaubt wurde, und zahlreiche Kerzen,

²⁵ Früh 5 Uhr.

Geschenke dankbarer Genesenen, brannten zuzeiten auf dem Altare, die dem Heiligen gestiftet worden.

Hinter der Geistlichkeit schritt der Rat. Ihrer Bedeutung bewusst und doch ohne Dünkel, gingen die sechs Männer im Zuge, begleitet vom Stadtschreiber, der mit dem Bürgermeister die Höhe des Schadens abschätzte, so die Feinde an Scheuern, Wiesen und Fischen angerichtet. Ihre Mienen verdüsterten sich bei dem Gedanken an die Höhe des Verlustes.

Desto freundlicher blickten die Augen der Bürger und ihrer Frauen, die hinter dem Rate einherzogen. Die Männer waren nicht nach Handwerkern geordnet, weil Einungen noch nicht bestanden, sondern reihten sich an. , wie sie Freundschaft und nachbarliche Neigung zusammengeführt. Alle waren sie angetan mit ihren schönsten Festkleidern, die Zeugnis von ihrer Wohlhabenheit ablegten.

Den Schluß bildeten, abgesehen von der Jugend, die nachfolgte, die wehrhaften Jünglinge, die unter munteren Reden vom Tanze sprachen, der nachmittags im Rathaussaale zu allgemeiner Ergötzlichkeit abgehalten werden sollte.

Der Zug bewegte sich zur Oberstadt und wieder zurück, bis er von dem Halbdunkel der mit dem Dufte des Weihrauches erfüllten Nikolaikirche aufgenommen ward, wo er sich auflöste.

Die Singeknaben nahmen ihre Plätze auf dem Orgelchore ein, die geistlichen Herren ließen sich auf dem hohen Chore²⁶ nieder, die Stadtväter suchten das Ratsgestühl auf, Frauen und Jungfrauen besetzten das Schiff, und die Männer und Jünglinge stiegen zu den Emporen hinauf, sodaß die Kirche fast voll war und auswärtige Zuschauer und Gäste kaum ein wenig Raum fanden.

Der Pfarrer hatte das Innere des Gotteshauses schmücken lassen; der Altar des heiligen Nikolaus im Seitenschiff zeigte einen Berg von Blumen und viele brennende Kerzen. Fast blieb kein Platz mehr für das Kästchen mit der Zehe.

Die Orgel setzte mit brausenden Klängen ein, das Vorspiel war ein einziger mächtiger Lobgesang.

Dann trugen die Chorschüler die Hymne vor, die sie eingeübt, als die Sturmglocke die nahende Kriegsgefahr verkündete. Wie die Engel im Himmel sangen die wohlgeschulden, zarten Knabenstimmen. Galt es doch den Preis des Schutzheiligen der Stadt, der auch die Kinder in sein Herz geschlossen, die er alljährlich an seinem Geburtstage, den 6. Dezembris, mit Äpfeln und Nüssen beschenkte, wenn sie fromm und artig gewesen, während er den bösen Buben die Rute gab! Die liebliche Weise der jugendlichen Sänger bewegte alle Herzen.

Hernach schritt der Prediger zum Altare des Heiligen und schilderte von hier aus des Patrons Leben und Verdienste, wie er zu Anfang des vierten Jahrhunderts nach der Geburt des lieben Herrn Jesu Christi ein frommer Bischof zu Myra im Morgenlande gewesen, während einer blutigen Christenverfolgung seines Glaubens

²⁶ Altarplatz.

wegen in den finsternen Kerker geworfen und erst nach langer, schmachvoller Haft vom neuen Kaiser Konstantin in Rom, einem Christen, befreit worden; wie er ein gottselig Leben geführt in Wachen, Beten und Fasten, wie er die Mühseligen und Beladenen aufgenommen, die Schwachen und Kranken gestärkt und getröstet und viele Bresthafte geheilt zur Ehre Gottes, der ihn erhöht zu einem Fürsprecher im Himmel, und wie seine Bitt` viel gelte bei dem gestrengen Richter droben; sei daher von alters her der Schutzpatron²⁷ der lieben Stadt Geithen gewesen, die er geschirmt und geschützt, wie sonderlich in den letzten Tagen erwiesen, da die Gemeinde gar wunderbar errettet worden, habe mithin Preis und Dank, Opfer und Gaben gar wohl verdient!

„Seht hier sein golden Bildnis mit dem ehrwürdigen weißen Barte, ihr Gläubigen!“ schloß der Prediger, „wie es euch gütig anblickt! Schaut das heilige Bibelbuch in seiner Linken, das euch sagt, wie er ein Lehrer des göttlichen Wortes gewesen; schaut den Anker zu seinen Füßen, der von der Christen Hoffnung auf ein besser Jenseits redet; schaut seine Rechte, die drei Kindlein segnet! So segnet er groß und klein in unserer guten Stadt und behütet sie vor allem Übel, gestern, heute und immerdar. Amen!“

Obwohl der Prediger lateinisch sprach, waren die andächtigen Zuhörer doch tief ergriffen von seinen Worten, und manches Gelübde, den Heiligen zu ehren, wurde abgelegt im Herzenskämmerlein, und in Zukunft stieg noch manch Bitte um seine Fürsprache zum Himmel auf, wenn Sorg' und Kummer Einkehr hielten in den Bürgerhäusern.

Nicht mehr einhundert Jahr dauerte es, da war es mit dem Ansehen des heiligen Nikolaus vorüber. Die Reformation kam, zeigte Gott wieder als den lieben Vater seiner Erdenkinder, setzte nach der Schrift Christum als den einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen ein und machte so auch in Geithen der Heiligenverehrung ein Ende, und in der Folge verschwanden Altäre, Bilder und Reliquien aus der Kirche.

Gestorben aber ist Sankt Nikolaus auch heute nicht. Noch nennen die Kirche und eine Straße in Geithain seinen Namen, und alle Jahre kommt er wieder als Knecht Ruprecht und bewährt sich als der treue Kinderfreund.

²⁷ St. Nikolaus ist auch der Schutzheilige der Fischer; vermutlich haben die großen Teiche vor Geithains Mauern die Veranlassung gegeben, daß er zum Schutzpatron der ganzen Stadt aufstieg.

